

Werk

Titel: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit; Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556861817_0004

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817_0004

LOG Id: LOG_0131

LOG Titel: Herbsmond. Num. IX.

LOG Typ: periodical_issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556861817

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556861817>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556861817>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Ein goldener

Schauffennun



aus Dem
Französis.

Königl.
Cabinet.



J. B. J. J. J. J.

Das Neueste

aus der

anmuthigen

Gelehrsamkeit.

ROUSSEAU.

L'Amour du Vray me fit lui seul Auteur;
Et la Vertu fut mon premier Docteur.

Herbstmond 1754.



Leipzig,

Bei Bernhard Christoph Breitkopf.

Inhalt.

- I. Das berühmte Ueberbleibsel aus dem griechischen Alterthume, Homers Ilias &c.
- II. Geigeri Commentatio de Amplitudine fori Conventi Austrægalis S. R. I. Procerum.
- III. Discours, qui à remporté le prix d'éloquence &c.
- IV. Sculptura, Carmen. Autore Doissin.
- V. Stockwitsch Abfertigung zweyer Spottrichter der deutschen Sprachkunst.
- VI. P. Legipont Litteræ ad Card. Quirinum.
- VII. Baniers Erläuterung der Götterlehre und Sabeln. I. Band.
- VIII. M. Witzleben selecta quædam Numismata græca &c.
- IX. Scherzhafte epische Poesien, nebst einigen Oden und Liedern.
- X. Des Abts du Fresnoy Anweisung zur Erlernung der Historie. I. und II. Band.
- XI. Seneca. Ein Trauerspiel.
- XII. P. a St. Claudio Zeugnuß erwiesener Heiligkeit Josephi.
- XIII. Oden und Lieder, in fünf Büchern.
- XIV. Wohlverdientes Ehrengedächtniß der sel. Frau Hofrätthin Trillerinn.
- XV. Nachricht von der öffentlichen Versammlung der hiesigen Gesellschaft der freyen Künste.
- XVI. Der Triumph der Treue, ein Schäferspiel.
- XVII. La Galerie de Versailles.



I.

Das berühmteste Ueberbleibsel aus dem griechischen Alterthume: Homers Ilias, oder Beschreibung der Eroberung des trojanischen Reiches, den deutschen Lesern mitgetheilet von einer Gesellschaft gelehrter Leute, mit einer Landcharte und Kupferstichen zc. Frankfurt und Leipzig 1754 bey den Gebrüder van Düren

in 4.



Seitdem uns im XVI. Jahrhunderte Minervius, Stadtschreiber zu München, die Odyssee in ungebundner Rede, und M. Joh. Spreng zu Augspurg, die Ilias Homers in Versen verdeutschet haben; hat dieser alte Dichter gute Ruhe bey uns gehabt: so groß auch die Zahl der Uebersetzer andrer Werke der Alten gewesen. Seit kurzem aber, ist bey der Auferweckung der schönen Wissenschaften, auch dieser Vater der wahren Dichtkunst wieder in mehrere Betrachtung gekommen. Pope hat denselben seinen Landsleuten in Versen, ein Ungenannter 1682 zu Paris, und die Frau Dacier gleichfalls in ungebundener Rede französisch ge-

liefert. Bei uns haben wir in den nächst verfloffenen Jahren den Anfang von einem Paare poetischer Uebersetzungen gesehen, und ich tritt eine ganze prosaische ans Licht; von der wir etwas mehrers sagen müssen.

Viele hätten sich wohl nicht vermuthet, daß man in die große Sammlung der Weltgeschichte, die von einer gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt herausgegeben wird, auch den Homer einrücken würde. Sind denn die Dichter auch Urkunden der Geschichte wird mancher denken? Und wie kann man den Vater so unzähliger Fabeln, Homeren, unter die glaubwürdigen Zeugen der Wahrheit setzen? Allein die Verfasser rechtfertigen sich gegen diesen Einwurf in der Vorrede. Sie halten mit Rechte dafür, daß dieß älteste Ueberbleibsel des griechischen Alterthums, welches die Zeit geschonet hat, allerdings werth sey, mit der gehörigen Einschränkung, für ein historisches Denkmaal des trojanischen Krieges angesehen zu werden. Nun ist aber die Zerstörung eines der größten Reiche damaliger Zeiten, ein nothwendiges Stück der ältesten Geschichte: und also konnte es unmöglich übergangen werden.

Nur darinn werden scharfe Richter mit den Herren Verfassern nicht eins seyn, daß die Ilias eine Beschreibung von der Eroberung des trojanischen Reiches sey; Homer hat nur die schädlichen Wirkungen von Achills Zorne beschreiben wollen: und diese wiesen sich nur eine Zeit von 45 Tagen; langten auch nicht bis ans Ende der Belagerung.

zung. Kurz, in aller Schärfe, kann das Vor-
geben der Herren Verfasser nicht bestehen.

Die Entschuldigung, daß dieß Werk nicht in ge-
reimten oder ungereimten Versen geliefert wird, ist
zureichend genug; dem Mangel der Anmerkungen
ist auch durch die Vorsehung einiger gelehrten Ein-
leitungen fattsam abgeholfen: in Wortstreite aber,
über die griechischen Redensarten, haben sie sich nicht
einlassen wollen. Die Kenntniß der alten Götter-
lehre hingegen ist so nöthig, daß die Herren Verf.
schon in einem besondern Bande Sorge getragen,
ihre Leser davon zu unterrichten; den wir auch vor
einiger Zeit bekannt gemacht haben.

Hier wird der Anfang mit der Erläuterung des
Zuges der Argonauten gemacht. Ohne die Kennt-
niß dieser berühmten Schiffahrt griechischer Helden
nach Kolchis, das goldene Vließ zu erobern, kann
man den Homer nicht recht verstehen. Zudem ist
auch dieser Feldzug eine merkwürdige Begebenheit
der alten Welt. Der I. Abschnitt handelt also
von dem großen Unternehmen Jasons und seiner
Gefährten. Den Ursprung derselben leitet man
von dem Hasse der Königin Ino gegen ihre Stief-
kinder her. Daher floh Phryxus mit der Helle
nach Asien: und Helle ertrunk im Hellespont, der
von ihr den Namen bekam. Phryxus kam nach
Kolchis, heirathete daselbst und ließ Kinder nach.
Diese leiden Schiffbruch. Pelias raubet seinem
Bruder Aeson die Krone, dessen Sohn Jason das
Orakel um sein Schicksal befraget, und viel Muth
dadurch bekömmt. Er fodert von seinem Väter

Delias das väterliche Reich wieder, der ihn aber zu entfernen suchet, und ihm die gefährliche Reise, nach Kolchos vorschlägt. Jason bewilliget sie, und bauet das Schiff Argo, und machet alle Anstalten zur Abfahrt. Dasselbe, nebst allen Argonauten, wird ausführlich beschrieben, darunter Herkules, Theseus, Orpheus, Amphion, Argus, Aeskulapius, Kastor und Pollux die vornehmsten sind. Chiron verfertiget Charten und Kalender, und stößt glücklich vom Lande ab. Sie kommen nach Lemnos, wo die Weiber alle ihre Männer umgebracht hatten, und wo sie zwey Jahre bleiben. Sie kommen ferner nach Samothracien, ans Vorgebirge Sigäum, nach Encifus, und nach Mysien, wo Herkules und Polyphem zurück bleiben u. s. w. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alles mitnehmen wollten.

Der II. Abschnitt. Sie kommen nach Kolchos, erlangen beym Könige Aeetes Gehör, und nachdem Jason die Prinzessin Medea kennen gelernet, und sich mit ihr verbunden, höret er die Bedingungen seines Besuches. Er erfüllet sie, und erobert das goldne Vließ. Was dieses gewesen sey? ist schwer zu sagen. Die Rückreise war unglücklich und weit-schweifig; ja gleichet einem Labyrinth, daraus man sich kaum finden kann.

Eine Meynung haben die Herren Verfasser anzuführen vergessen, die vielen Widersprüchen abhelfen kann: daß nämlich vor Alters, und zur Zeit der Argonauten, der eurinische See mit der Ostsee im Nordosten zusammengehangen, so daß die Argonauten

nauten wirklich durch denselben, im Norden ganz Europa haben umschiffen können, wie einige Alten berichten. Durch ein großes Erdbeben aber, welches in den Gegenden wo der Ladogensee ist, und weiter hinaus bis Astracan sich zugetragen, und davon noch iso die Spuren vorhanden sind, ist die Gestalt der dasigen Gegenden dergestalt geändert worden, daß die Erzählungen der Alten, vielen, die darauf nicht acht gehabt, widersinnisch und fabelhaft vorgekommen.

Außerdem haben sie auch die weit wahrscheinlichere Meynung, von der Absicht der argonautischen Fahrt, nicht bengebracht, die Newton in seiner Chronologie angegeben. Wir können sie hier so kurz nicht fassen, als unser Raum es erfordert würde: daher wollen wir sie auf das Werk selbst hiemit verwiesen haben.

Der Anhang zur Geschichte der Argonauten enthält die Geschichte Trions, der Centauren, der kalydonischen Schweinsjagd, des Lajus und Dedipus, der sieben Häupter vor Theben, und dem Wahrsager Tiresias. Hierauf folget eine allgemeine Anmerkung von dem Zeitraume, der zwischen der Schiffahrt der Argonauten und dem trojanischen Kriege verfllossen ist: nämlich eines einzigen Menschenalters; weil die Söhne der Argonauten vor Troja gedienet. Dieß alles betrug 112 Seiten.

Nach diesen Einleitungen folget noch eine vorläufige Erläuterung von der großen Seerüstung der Griechen zur Eroberung des trojanischen Reiches: wobey von dem ganzen Ursprunge dieses Unterneh-

mens gehandelt wird. Hier theilen die Herren Verfasser einen kurzen Inhalt der homerischen Ilias, ja der ganzen Geschichte von der Eroberung des trojanischen Reiches mit, die wir unsern Lesern zum Vergnügen, von der 22 bis 26sten S. hier einrücken wollen:



Kurzer Inhalt der Ilias des Homers, oder der Geschichte von der Eroberung des trojanischen Reichs.

Bey der Vertheilung des Raubes, den man in das griechische Lager von Troja gebracht hatte, erhielt Agamemnon die schöne Chryseis zu seinem Theile, die man sonst Astynome nennete. Ihr Vater war Oberpriester des Apollo in Mösien, allwo Achilles dieselbe auf einer Streiferey weggenommen hatte. Derselbe kam in das Lager der Griechen, um seine Tochter loszukaufen. Anstatt nun demselben sein gebührendes Recht, welches er suchte, wiederfahren zu lassen, begegnete man ihm auf eine sehr unanständige Weise.

Alle Häupter der griechischen Armee drungen in diesen Prinzen, die Sklavinn herauszugeben. Achilles verbrannte sich das Maul hierbey am meisten. Agamemnon sah nun wohl, daß er sich der ganzen Armee nicht widersetzen konnte; daher gab er die Chryseis ihrem Vater zurück, und beehrte ihn noch dazu mit ansehnlichen Geschenken.

Damit nun Agamemnon sein Mütchen an dem Achilles recht kühlen möchte; so ließ er ihm die schöne

ne

ne Briseis aus seinem Zelte entführen. Achilles hatte diese schöne Sklavinn in der Stadt Iynessus zur Beute gemacht. Sie hieß eigentlich Hippodamia: man nennete sie aber mit dem Namen ihres Vaters, des Brises, eines Königs der Ieleger.

Hierüber wurde der junge Prinz, der sich inbrünstig in dieselbe verliebt hatte, dergestalt entrüstet, daß er von Stund an sich entschloß, für die gemeine Sache keine Hand mehr aufzuheben. Er zog seine Mannschafft von dem griechischen Heere ab, und blieb in seinem Zelte fast ein ganzes Jahr lang still und einsam. Dieser Zwist, zwischen gedachten beyden Prinzen, den Homer weitläufig beschreibet, entsponn sich also zu Anfange des zehnten, oder um die Mitte des neunten Jahrs der Belagerung Troja.

Während dieser Absonderung des Achilles, ließ Hector seine Tapferkeit sehen, und steckte die griechischen Schiffe gar öfters in Brand. Aeneas, Delphobus, Memnon, und verschiedene andere trojanische Helden, ahmeten seiner Tapferkeit trefflich nach. Von Seiten der Griechen hingegen, machten sich Diomedes, Ajax, Menelaus, Agamemnon, und viel andere tapfere Griechen, sehr berühmt.

Als Patroklus, dem die öftern Vortheile der trojanischen Streiter über die Griechen, ärgerlich vorkamen, sah, daß Achilles ganz unerbittlich trozig blieb: so bath er denselben, daß er ihm seine Waffen sollte zukommen lassen. Er wurde auch, weil er der beste Freund des Achilles war, seiner Bitte

gewährt. Da nun die Trojaner die Waffen des Achilles erblickten: so meynten sie, Achilles wäre in eigener Person wieder im Gefechte, und zogen sich über Hals und Kopf zurück. Der tapfere Hector aber griff den verlarvten Achilles, den er für den rechten ansah, mit unerschrockenem Muthe an, machte ihn auch glücklich nieder, und brachte die ihm abgenommenen Waffen sieghaft nach Troja.

Achilles vergaß hierauf seinen Zorn auf einmal. Er brach, wie ein junger wütender Löwe aus seinem Zelte hervor, und fing ein gräßliches Gemehel unter den Trojanern an. Man hatte bis auf diese Stunde alles versucht, was nur möglich seyn konnte, diesen Helden zu besänftigen: es war aber alles vergebens gewesen. Keine Geschenke, keine nachdrückliche und bewegliche Vorstellungen, keine Versicherungen, seine schöne und geliebte Bräutlin ihm wieder in seine Arme zu liefern; nichts auf der Welt war vermögend, den felsenharten Sinn dieses Helden zu bewegen. Er blieb unerbittlich. Nur allein der unglückliche Tod seines Freundes Patroklos war fähig, seinen Eigensinn zu brechen, und ihn aus seinem Zelte zu reißen, darinn er bisher gleichsam begraben gelegen. Achilles hatte sich also kaum wieder auf dem Platze sehen lassen; so veränderte sich das ganze Schauspiel. Die Griechen wurden mit neuem Muthe angefeuert, und die Trojaner allenthalben geschlagen. Wo Achilles sich blicken ließ, da sah man nichts als Blut, Leichen, Tod und Schrecken.

Nachdem er sich endlich durch unzählige tapfere Wunderthaten, die sein Lobredner bis zur Unsterblichkeit herausstreichet, erschrecklich gemacht hatte: so griff er den Hektor an, und entriß ihm das Leben. Mit diesem Helden fiel nun auf einmal die starke Stütze Troja darnieder, welche dessen gänzlichen Umsturz, bis auf diesen unglücklichen Augenblick einzig und allein noch aufgehalten hatte.

Achilles ließ den Leichnam seines ermordeten tapfern Feindes an seinen Wagen hängen, und schleppete denselben auf die unanständigste Art etlichemal um die Stadt herum. Er trieb seine Grausamkeit, bey der Beerdigung seines Freundes Patroklos, noch weiter; indem er dessen abgeschiednem Geiste zu Ehren ein Duzend junger Trojaner aufopferte, die er bey verschiedener Gelegenheit gefangen bekommen hatte. Wie nun solchergestalt sein Grimm zur Gnüge gestillet war: so übergab er endlich den Leichnam des Hektors dem Könige Priam wieder in die Hände, der ihn in seinem Zelte, auf die demüthigste Art, darum bitten, oder vielmehr denselben durch ansehnliche Geschenke einlösen mußte.

Nach verschiedenen blutigen Treffen und Gefechten, auch vielen und mancherley sonderbaren Abentheuren, welche Homer so anmuthig als weitläufig erzählt, eroberten endlich die Griechen die Stadt Troja.

Bey aufmerktsamer Betrachtung, wird man der Meinung eines sehr gelehrten Mannes benzutreten, wenig Schwierigkeit finden. Derselbe spricht: die Absicht des Homers sey dahin gegangen, zu zeigen, wie

wie unglücklich der Stamm des Ilius untergegangen sey, der den Laomedon zum Stifter gehabt, dessen Treulosigkeit ihn des Thrones unwerth gemacht hätte. Hierzu kam noch die Bestrafung der leichtsinnigen Gelindigkeit des Priams gegen seine Kinder; sonderlich, da er dem Paris, bey dessen schändlichem Ehebruche mit der Helena, so durch die Finger gesehen. Im Gegentheile wollte der Dichter das Geschlecht des Assarakus, von dem Aeneas abstammet, erheben, und, wie die Götter denselben in besondern Schutz genommen, zeigen; indem er sowohl, als Virgil, den Aeneas, als einen recht frommen und die Götter fürchtenden Helden abschildert.

Von der Zeit dieser wichtigen Geschichte und deren Bestimmung, wollen wir mit dem Herrn Bannier der Meynung des Eratosthenes folgen, welche Eusebius anführet, und dem Zeitrechner Apollodor nachgehen, den Clemens von Alexandrien angiebt. Diese setzen die Eroberung der Stadt Troja in das 1183ste oder 1181ste Jahr, vor Christi Geburt, welches eben so viel ist, als 450 Jahre vor Erbauung der Stadt Rom, 400 oder 407 Jahre von der ersten Olympiade, nach des Joseph Scaligers Beweis, und zwar in das letzte Jahr des Mnestheus, des Königs zu Athen, und des Agamemmons.



Alle diese Stücke nun erläutern den Verstand der Ilias selbst ungemein, und man muß gestehen, daß alles aus den besten Quellen geschöpft worden.

So folget denn auf der 27sten S. die homerische Ilias selbst. Zur Probe davon, müssen wir ein Stück vom Anfange derselben mittheilen:

„Besinge, o Göttinn! den Zorn des Achilles, des Sohns des Peleus; diese verderbliche Erbitterung, welche von dem unglücklichen Tage an, da dieselbe zwischen dem Sohne des Atreus, (d. i. dem Agamemnon) und dem göttlichen Achilles ausgebrochen, den Griechen soviel Unglück zugezogen, so manche großmüthige Seele in das Reich des Pluto gestürzt, und eine so große Menge todter Leichname den Hunden und Raubvögeln zum Preis gegeben hat. Solchergestalt mußten die Rathschlüsse des Jupiters erfüllet werden. Welcher Gott hat sie doch so uneinig gemacht? Der Sohn des Jupiters und der Latona, (d. i. Apollo,) der auf denjenigen König, welcher seinen Priester Chryses verunehret hatte, erzürnt war, suchte das ganze Heer mit einer entseßlichen Seuche heim, welche das Volk haufenweise hinraffete.“

Man wird hier leicht sehen, daß diese Dollmetschung nicht sowohl nach dem Griechischen, als nach dem Französischen gemacht worden. Die Wiederholung der verderblichen Erbitterung, und das Beywort der großmüthigen Seelen, verrathen hier der Frau Dacier ihren Griffel, da im Grundtexte nur einmal der Zorn steht; und das *ἰσχυρὸς* eher tapfere Seelen bedeutet. Auch der unglückliche Tag, steht im Griechischen nicht, sondern ist aus dem jour fatal der Frau Dacier entlehnet worden. Wir begehren dadurch dem Berthe

656 I. Das berühmteste Ueberbleibsel

the dieser Uebersetzung nichts zu entziehen: denn es ist bekannt, daß diese gelehrte Französin, selbst nach Morhofs Urtheile, den Homer überaus richtig und schön verdollmetschet hat. Und selbst Pope, den doch viele, die nur gern den Engländern in allem Recht geben, beynehm dem Homer selbst in der Ilias vorziehen, folget seinem Muster so genau nicht; daß er nicht unzählliche Nebenbegriffe mit einschalten, und seine edle Einfalt bisweilen viel schwülftiger und hochtrabender verenglischen sollte.

Sollen wir überhaupt unsre Meynung von der Schreibart dieser Uebersetzung sagen: so wollten wir wünschen, daß die Herren Verfasser derselben, nur allezeit bey der Frau Dacier ihren edlen Ausdrücken geblieben; nicht aber bisweilen ins Possirliche herunter gesunken wären. Wir beschuldigen sie nicht ohne Grund dieses Versehens, an sehr vielen Stellen. Z. E. auf der 109 S. läßt die Venus ihren aufgepackten lieben Aeneas fallen. Bald darauf als sie verwundet wird, machet sie sich geschwind davon, ohne viel Federlesens zu machen. Auf der folgenden Seite, hat Eriboä dem Merkur Wind von etwas gegeben, und Herkules jaget dem Pluto einen Pfeil aufs Leder. Ja auf der folgenden Seite heißt es, daß diejenigen Narren, die ihre Hand, wider die Götter aufheben, nicht lange mehr auf Erden Brodt essen. Jupiter aber saget zur Venus: sie solle sich nicht mit dem Kriege bemengen.

Wir glauben diese wenigen Proben, die gleich hintereinander folgen, werden zureichen, unsre Gedau-

anken zu erklären. Die epische Schreibart muß zwar nicht so schwülstig und rasend, als unsrer heutigen Sechsfüßler ihre, aber auch nicht niederträchtig, und läppisch klingen. Gemeine Sprüchwörter schicken sich wohl in den Mund eines pöbelhaften Sansho Panşa, aber nicht auf die Lippen der Götter und Helden; ja selbst des epischen Dichters nicht. Gleichwohl wird hier schwerlich ein Blatt ganz frey davon seyn.

Wir übergehen allerley kleine Sprachfehler im Deutschen. Soviel Fleiß die Herren Verfasser angewandt zu haben scheinen, um sich mit aller Reinigkeit auszudrücken: so schmecket doch ihre Schreibart noch nach der Verderbniß voriger Zeiten. Man sieht hier noch französische Wörter, als Dame, Armee, commandiren, u. d. gl. Es fehlt noch an der richtigen Abänderung der Hauptwörter in der dritten und sechsten Endung des männlichen und ungewissen Geschlechts. Man sieht noch viel unnöthige Geschlechtswörter vor eigenen Namen, z. E. des Jupiters, des Hektors, oder von dem Jupiter, anstatt Jupitern, u. d. gl. m. und wo bleiben viel unrichtige Redensarten z. E. in der angeführten Probe, zum Preis geben; anstatt Preis geben?

Ist es aber nicht Schade, daß ein so schönes und prächtig gedrucktes, auch mit schönen Kupfern geziertes Werk, in solchen Kleinigkeiten nicht ohne Tadel ist: da es im Ganzen allerdings viel Lob verdienet, und eine Zierde unsrer deutschen Büchersäle abgeben wird?



II.

Christoph. Frid. Geigeri, Consil.

Aul. & P. P. O. in Acad. Marpurgensi Com-
mentatio de amplitudine fori Conventi austrægalis

S. R. I. Procerum. Ulmæ

1753. 4.

Wir thun dieser Schrift nur in so fern hier Erwähnung, als dieselbe ein Stück aus den deutschen Alterthümern erläutert. In so weit sie hingegen in das deutsche Staatsrecht einschlägt, überlassen wir ihre Beurtheilung den juristischen Nachrichten.

Der Herr Verfasser fängt seine Abhandlung mit der Ableitung des Worts Austræga an, und weist; daß solches von dem Austragen herstamme, welches so viel, als ausmachen, entscheiden, auseinandersetzen bedeutet. Einige vermuthen zwar, das vlemehr das alte Treuga das Stammwort sey, welches in den Befehdungszeiten einen zeitigen Frieden oder Stillstand geheißen hat. Allein diese Muthmaßung muß der erstern deswegen weichen, weil diese wahrscheinlicher, dem Begriffe der Sache gemäßer, und mit den Urkunden übereinstimmiger ist. Denn wir finden in diesen allemal Austræga, niemalsen aber Austreuga: welches doch vorkommen müßte, wenn dieses der wahre Ursprung des Worts wäre.

Hernach kömmt er auf den wahren Ursprung der Austræge. Deutschland war ein ganz kriegerischer Staat.

Staat. Auch seine Gerichtsverfassung war so geartet. Alle Streitigkeiten mußten durch Zweykämpfe, nicht durch Urtheil und Recht entschieden werden. Man glaubte, etwas göttliches in diesen Zweykämpfen wahrzunehmen, und den Sieg allemal auf der gerechten Seite zu sehen. In spätern Zeiten sind hieraus die Befehdungen, und das Faustrecht entstanden.

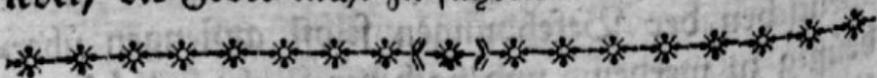
Weil nun vor der Stiftung eines beständigen Landfriedens, dieses Unwesen immer mehr und mehr eingerissen, und Deutschland durch beständige innerliche Kriege verwüstet wurde: so sieng man an, theils durch Bündnisse, theils durch Geschlechtsverträge gewisse Nachbarn zu Richtern zu bestimmen, welche die sich äußerenden Irrungen durch richterlichen Spruch entscheiden sollten, um hierdurch der Befehdungen entübriget zu seyn.

Diese willkührlichen Richter nannten sie Austräge, das ist diejenigen, die gleichsam als Schiedsrichter streitende Stände und Geschlechter gütlich oder mit Recht auseinander setzen sollten. Die Austräge haben also mit dem Faustrechte keinesweges gleichen Ursprung; sondern sind vielmehr zu dessen Tilgung und Hemmung in den Zeiten aufgekomen: da die Deutschen der Befehdungen selbst anfiengen überdrüssig zu werden, und nach der Ruhe und bürgerlichen Sicherheit zu seufzen. Uebrigens finden wir vor dem 13ten Jahrhunderte nicht die mindesten Spuren von den eigentlichen Austrägen. Im 14ten haben sie sich gewaltig vermehret, und mit Errich-

tung des ewigen Landfriedens ihre Bestimmung, und völlige Einrichtung bekommen.

Das weitere dieser Abhandlung gehöret allein in das Staatsrecht, worinnen der Herr Verfasser viele Belesenheit, und richtige Einsichten gewiesen hat.

Wir bemerken noch in der heutigen Sprache die Redensart: bis zu Austrag der Sache; die entweder von jenen alten Schiedsgerichten ihren Ursprung genommen; oder, welches uns wahrscheinlicher ist, denselben den Namen gegeben hat. In dessen verwundern wir uns nicht unbillig, daß es dem Herrn Verfasser, der auf einer hochfürstlichen hessencasselischen Universität lehret, gar nicht bedenklich geschienen, eine Parthey zu ergreifen, die den Rechten seines durchlauchtigen Landesherrn ganz zuwider läuft. Es ist wahr, gewissenhafte Männer sollen das Recht nicht um Gunst und Freundschaft willen beugen. Allein gesetzt, daß ein Publicist so gewissenhaft wäre, und wider seine Einsicht und Ueberzeugung nichts schreiben oder vertheidigen könnte: fodert es denn nicht in solchen Fällen seine Pflicht, oder wenigstens die Klugheit, wider seinen Herrn, und das höchste Oberhaupt des Landes, darinn man lebet, die Feder nicht zu führen?



III.

Discours, qui a remporté le prix d'éloquence proposé par l'Acad. des Belles Lettres de Montauban, en l'année 1753. par Mr. Fromageot, Avocat au Parlement de Dijon & Secr. perp.

perp. de l'Acad. des Sc. & Bell. Lett. de la même ville. A Montauban, chez Teulieres.

in 8. 40 pag.

Der von der Akademie aufgegebenene Satz war dieser gewesen: daß die Verderbniß des Geschmackes allezeit der Verderbniß der Sitten nachfolget. Hievon redet Herr Fromageot unter andern folgendermaßen:

Ja, spricht er, die Unordnung der Sitten ist das unselige Samkorn aller Verderbniß. Sie ergießt sich anfänglich auf die Künste, hebt ihren Unterschied auf, und verstellet und verderbt sie nach Belieben. Darauf bemächtiget sie sich der fähigen Köpfe, so sich darauf legen: diese schwächet, entkräftet, und erkältet sie. Endlich verkehret sie den Geschmack selbst, der fast gar nichts mehr empfindet, und allgemach ganz vernichtet wird. Welch eine Geschichte dieser schrecklichen Verderbniß! Schleunige Seuche! welche die Quellen der öffentlichen Glückseligkeit vergiftet, und sowohl die Dienste der Künste, als den Wiß der Künstler und die Urtheilskraft der Kenner zugleich zu Grunde richtet.

Wer weis nicht, fährt der Redner im I. Theile fort: daß die Beredsamkeit, Dichtkunst und Musik in den Versammlungen der Religion entstanden? Das erste Gedicht sind wir dem ersten Geschichtschreiber der Werke des Herrn schuldig. Die Baukunst bauete Tempel, ehe sie Palläste aufführete. Dem Maler und Bildschnitzer ward es aufgetragen, die Gestalten großer Männer auf die Nachwelt zu bringen. Bey der Erinnerung ihrer Thaten, reden

Marmor und Tafeln nur zu unserm Unterrichte. Die Dichter waren die ersten Weltweisen, und bildeten die Menschen besser, als Krantor und Chrysisippus. Voller Eifer für das gemeine Beste, frischet der eine den Muth eines Heeres an, das zum Schlagen fertig steht; der andere giebt Lehren zum Feldbaue, und der berühmteste unter allen unterrichtet alle Griechen, durch das traurige Beispiel des schädlichen Zornes von einem ihrer Heerführer. Athen vergaß es auch mitten in seiner Schwälgeren noch nicht, daß der Zweck der Dichtkunst sey, die Tugend einzuführen. Der Chor ward auf seinen Bühnen nur eingeführt, die nützlichsten Lehren zu geben: und man foderte es von dem Dichter, daß seine Erdichtungen nicht fruchtlos für die Sitten seyn sollten.

Weit gefehlt also, daß die schönen Künste den Menschen nur durch eine unnütze und eitle Belustigung küheln sollten: so suchen sie ihm vielmehr auf eine vollkommeneren und dauerhafteren Art zu dienen. Da sie sicher sind, sich besser zu erklären, so unterrichten sie ihn; indem sie die Sprache seiner Vergnügungen und Sinne reden. Schätzbarer Berrug! könntest du doch täglich weiter um dich greifen! und indem du uns zur Tugend lockest, uns ein Joch beliebt machen, welches zu tragen so vortheilhaft ist.

Allein leider! wir sind so sinnreich, alles was zu ihrem Glücke bestimmt ist, zu unserm Verderben zu wenden: und selbst die Geschenke dieser Gottheiten sind uns gefährlich geworden. Wenn die Sitten der Menschen verderbt sind, so wird unter ihren Händen

alles angestecket: und selbst in die freyen Künste haben sie eben die Unordnung gebracht, die schon in ihrem Herzen war. Aus Begierde nach Belustigungen, und Haß des Unterrichts, haben sie diese beyden Dinge getrennet; die doch unaufhörlich verbunden seyn sollten. Sie haben alles Vergnügen davon empfinden wollen, und allen wahren Nutzen davon verbannet, der doch ihr Hauptzweck war.

Was geschieht? Da sie durch unsre Verderbniß zum Schweigen verdammet werden: so werden uns die Künste nicht mehr erbauen. Man will, daß sie sich bloß aufs Gefallen einschränken sollen: allein, um verderbten Herzen zu gefallen, werden sie entweder ihre Leidenschaften unterhalten; oder ihrer Unbeständigkeit Zeitkürzungen abgeben müssen. Zu einer so schimpflichen Sklaverey wird man die schönen Künste verdammen müssen. Können sie wohl ein besser Schicksal hoffen; seitdem wir die ganze Natur zwingen, unsern Unordnungen zu dienen, und alle Geschöpfe zu Werkzeugen unsrer Ergezungen machen? Selbst die Werke des Geistes und Wises werden entweder der Frechheit unsrer Aufführung behülflich seyn, oder unsern Geschmack zu der Ueppigkeit stärken müssen!

So denket und redet unser wohlgesinnter Sachwalter: und die beyden übrigen Theile seiner Rede sind mit eben der Stärke und Zierlichkeit geschrieben. Am Ende des Stückes findet man einen Brief, von dem Tode des Verfassers, der nicht minder wegen seiner guten Sitten, als seiner Gaben wegen gelobet wird. Wann werden wir doch auch in Deutschland dergleichen Advocaten aufweisen können?

IV.

Sculptura, Carmen. Autore Ludovico Doiffin. S. J. Parisiis apud P. G. le Mercier.

D. i.

Die Kupferstecherkunst, ein Gedicht,
vom Pat. Doiffin.

Der P. Doiffin hat sich schon vor ein Paar Jahren durch ein schönes Gedicht über die Bildschnitzerkunst bekannt und berühmt gemacht. Iho liefert er ein neues in drey Büchern, von der Kupferstecherkunst, welches den Kennern nicht minder angenehm seyn wird. Er hat es der königlichen Akademie der Maler und Bildhauerkunst zugeeignet: und zum Besten derer, denen die lateinischen Musen so bekannt nicht sind, ins Französische übersetzt.

Im I. B. beschreibt der Dichter die verschiedenen Arten des Stechens, die gewöhnlich sind, und lehret den Stichen alle mögliche Vollkommenheiten geben. Im II. B. handelt er von allen natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten, welche das Kupferstechen von denen erfordert, welche sich darauf legen wollen. Das III. beschreibt den großen Nutzen des Kupferstechens, und wozu mans brauchen kann.

Die Verse bedünken uns fließend, rein, und angenehm zu seyn, so wie sie in einem dogmatischen Gedichte seyn sollen: die Gleichnisse sind lebhaft und reich; die Figuren stark und edel. Kurz es ma-

machet seinem Verfasser Ehre. Einige Proben werden unsern Leser davon überzeugen. In folgender Stelle beschreibt der Verfasser die heutige gefärbte Art Kupfer abzudrücken, die der Malerkunst ähnlich wird.

Nec te præteream, Picturæ simia felix,
 Ambiguum Scalptura genus, sobolesque biformis,
 Nimirum ligno, rigidoque effingit in ære,
 Tres scalptor tabulas; proprium unicuique suumque est,
 Munus & officium. Nec totam singula formam
 Exprimit; at solum partes habet una colore
 Ungendas flavo; partes habet altera rubro,
 Altera cæruleo pingendas: nec mora succos
 Diluit, & proprio linit unamquamque colore.
 Lammam opifex: deinde imprimitur madefacta papyrus,
 Et bibet alternos prælo subjecta liquores.
 Hinc optata venit lævi sub imagine Forma,
 Quam nec tu pictam, nec scalptam dicere possis,
 Participans ab utroque simul: quippe ipsa colores
 Suppetiit Pictura suos, scalptura tabellas.

Im II. B. fällt uns das Lob des Martin Rota eines berühmten wälschen Kupferstechers in die Hände; der die Gabe hatte, die allergrößten Gemälde in kleine Kupfer zu bringen. Nichts ist feiner und schöner, als was der Dichter davon sagt.

Nam quis te tacitum, celebris Martine relinquat,
 Innumeras doctum spatio brevioris figuras
 Ponere, & exili multum comprehendere charta.
 Nimirum pictam si redderet ille tabellam
 Aere cavo, formas punctum attenuando, gigantes
 Noverat in nanos mutare in silva rudentes.

Aedes in casulas, in tenues grandia lembos
 Navigia, expansis quos parvula musca volando
 Contegeret pennis, & guttula mergere posset.
 Extremum sic ille diem, mundique ruentis
 Funera, quæ vasto Michael sub fornice tecti
 Tinxerat, in parva descripsit rite papyro;
 Aligerum ingentes turmas, atque agmina mille,
 Et stygias acies angusto limite claudens:
 Sic tamen, ut membris maneat discreta locisque
 Corpora et in toto regnet pax aequore chartae.

Der III. Gesang hat nicht geringere Schönheiten
 3. E. nachdem der Dichter von den Meisterstücken
 des Alterthums geredet, davon keine Spuren mehr
 übrig sind, weil keine Kupferstiche sie erhalten kön-
 nen: wendet er sich an die Maler, die nach erfun-
 dener Kupferstecherkunst gelehret haben, und redet
 sie folgendergestalt an.

Vos meliore igitur quæis nasci contigit ævo,
 Plaudite, Pictores, gratesque rependite divi!
 Vestra olim ad seros pervadet fama nepotes,
 Nec doctas sculptura sinet marcescere lauros,
 Nam tandem caries quum exederit uda tabellas;
 Ingenii monumenta simul, dextræque peritæ
 Hæc lætus rediviva iterum mirabitur orbis:
 Haud equidem tela, liquidoque expressa colore;
 Ast æri incusa & lævi commissa papyro.
 Suerii (le Sueur) frustra pictas lacerare tabellas,
 Tentasti livor, nomenque abolere periti:
 Artificis; sculptura malum reparavit abunde
 Famaque Suerii manet æternumque manebit.



V.

Zweyer ungebethener Spottrichter,
 der nothwendigsten Anfangsgründe der teut-
 schen Sprache, Abfertigung, nebst einigen Vor-
 schlägen, wie die teutsche Sprache, nach abgetha-
 ner Verbesserung derselbigen, durch Ungarn, die
 Türkey, Persien, Arabien, u. s. f. soll ausgebrei-
 tet werden, von Timotheus Stockwitsch, Cand.
 der Beredsamkeit, wie auch der Dichtkunst. Wien
 gedr. und zu finden bey Maria Eva Schilginu
 1754. 3 Bog. in 4.

Ein eifriger Jünger des neuen Wiener Prisci-
 ans, Herrn Popovitsch, nimmt sich hier
 seines Lehrers an, und vertheidigt ihn gegen
 ein Paar kleine Schriften, die wider dessen Gram-
 matik zu Wien herausgekommen. Er ahmet dar-
 inn fleißig die steuermärkisch-kärnthische Schreibart
 seines, so lange er lebet, hochzuehrenden
 Gönners nach, und bereichert sie mit allen den
 Redensarten, die dieser neue Sprachlehrer neuerlich
 gebacken hat. Daß er aber den vermeynten Gegner
 desselben hier in Leipzig, immer nur schlechtweg den
 Mann nennet, das entschuldiget er mit den götting.
 Gel. Zeitungen, die am besten zu bestimmen wuß-
 ten, was Höflichkeit und Unhöflichkeit sey. Er be-
 dienet sich unter andern des Wortes rasend, von
 seinen Gegnern; erkläret aber in einer Note, daß
 dieses kein Schimpf sey. Denn rasen käme aus dem
 persischen Zeitworte *razir*, welches nur geringschä-
 ftig,

sig, unanständig seyn, bedeute. Davon käme auch das Wort Käse, und das französische raser, d. i. alles Unanständige wegnehmen, u. s. w. So glücklich geht dieser Jünger auf den Spuren seines Meisters einher!

Wir können uns nicht auf alle Vertheidigungen einlassen. Nur die Accente über den Buchstaben will er durchaus nicht fahren lassen; und verspricht den Deutschen daraus tausend Vortheile: die Gegner derselben aber schimpft er für Herkommannianer. Er schreibt z. E. Kese, nicht Käse, wie es der üble Gebrauch mit sich bringt. Denn, faget er, das Wort Kese, kömmt nicht von caseus; sondern von dem angelsächsischen Worte Kesen, welches zusammen gerinnen bedeutet: daher das engl. Cheese ein Kese heißt. Die Angelsachsen aber haben ihr Kesen von dem arabischen Kezin hergenommen, welches gerinnen heißt: und die Perser sprechen Kezan, die Türken aber Kizin, was Zusammengeronnenes anzudeuten. Zum Schlusse triumphiret er, daß die glaserische Schrift in den göttingischen Zeitungen so übel mitgenommen worden: und daß auch die Regensburg. gel. Zeitungschreiber es mit ihnen halten. Er trozet auch auf einen aus Malabar wiedergekommenen Missionar, der coromandelisch, und malabarisch kann, wie ein Daus. Der soll sich mit zu ihnen schlagen, und wacker in der deutschen Sprache aufräumen helfen.

Das II. Stück dieser Schrift ist: Allen redlich gesinneten, und recht denkenden Gelehrten in Teutschland, sonderlich aber den Herren
Klop

Klopstockianern, unsern verehrungswürdigen Gönnern, gewidmet. Sie hebt so an: „Wenn Timotheus Stockwitsch, Candidat der Beredsamkeit, denenselben folgende Vorschläge zu thun sich untersteht: so seyn sie versichert, daß er nichts anders zur Absicht hat, als die Ehre und den Ruhm der teutschen Völkerschaft.“ Ob er gleich kein geborner Deutscher sey, so habe er doch allezeit mit Vergnügen die Weitschaft betrachtet, welche die teutsche Sprache sonderlich gegen Mitternacht, durch Pohlen, Moscau, Dennemark, Schweden und Norwegen erreicht hat. Er glaubet aber nicht, daß sie nunmehr schon ihre ausgesetzten Marksteine übertreten habe. Es rücke die Zeit heran, da eine Anzahl tüchtiger Gelehrten, die deutsche Sprache auch durch Ungarn, in Türken, Persien und Arabien ausbreiten würde. Dieser Vortheil sey sicher zu hoffen, wenn man sich der Verbesserung nicht widersetze, die man mit derselben in Wien vorhabe. Mit diesem Bedinge würde das Deutsche bald der türkischen Sultane und der persischen Sophi Hofsprache werden. Er sieht schon im Geiste alle Bürger zu Constantinopel u. Ispahan alle ihr Türkisches u. Persisches vergessen, um mit Gewalt deutsch zu reden. Zu dieser Absicht müsse man sich nur der Lehrart seines, so lange er leben wird, hochzuehrenden Gönners, des Herrn Popovitsch, bequemen. Er fordert alle heraus, die sich so geschickt dazu zu seyn be-dinken, als er. Indessen thut er folgende Vorschläge. 1) Eine allgemeine deutsche Gesellschaft zu errichten. 2) Alle Sprachlehren auszurotten, außer

außer seines, so lange er leben wird, hochzuehrenden Gönners seine. 3) Aus dieser Gesellschaft Hn. Gottscheden, nebst seinen Anhängern, auf ewig zu verbannen; und alle Monathschreiber in Paris zu bestechen, daß sie lauter Böses von ihm und seiner Gehülffinn schreiben sollen. 4) Bey vorfallenden Streitigkeiten, die deutsche Gesellschaft zu Göttingen zur Richterinn zu erwählen. 5) Zum Grunde der Sprachbesserung ein neues Abc auszufinnen, und sonderlich das Tsch und Schin nicht zu vergessen. 6) Dieses Geheimniß vor den Franzosen zu verbergen. 7) Alle Redner, Dichter, und andre solche ungelehrte Schwäger von der Gesellschaft auszuschließen; die einzigen Klopstockianer ausgenommen; weil sie sich dem sogenannten Gebrauche aus allen Kräften widersetzen; die Sprache mit seltenen Wörtern, Ausdrückungen und unerhörten Wortfügungen bereichern; folglich mit ihnen gemeine Sache machen.

Endlich 8) müsse man dem Herrn Verfasser der Vorschläge es nicht abschlagen, alle seine und seines Gönners Ausdrücke, Worte und Wortfügungen in Schriften anzunehmen und einzuführen. Sind das gleich bisweilen Wörter, die sich nach dem Wendischen und Slavonischen richten: so wird man bedenken, daß das Deutsche eben durch diese Völker und Länder nach der Türkey, Persien u. s. w. ausgebreitet werden muß. Dagegen versichern sie auch für jeden ihrer Ausdrücke, den die Klopstockianer einführen werden, einen von den ihrigen anzunehmen, und gleiches mit gleichem zu vergelten. Wer

dar

darüber die Stirne rümpfen wird, den versichern sie: daß sie stark genug seyn, eine eigene Sprache unter sich zu behaupten, und von dem eingeführten Deutschen ganz abzugehen; ja sich mit den Slaven und Wenden zu vereinigen, um mit ihnen eine gemeinschaftliche neue zu bilden. Da würden denn die andern Deutschen den Verdruß erleben, daß diese neugedrehtete Sprache den Vortheil erhalten würde, durch Ungarn, Türcy, Persien, Arabien u. s. w. ausgebreitet zu werden.

Hierauf folget nun ein großes Verzeichniß von Wörtern und Redensarten, die sie in ihren nächst herauszugebenden Büchern, einzuführen bitten. Es sind etwa 100, alle aus Herrn Popovitschens Grammatik, und Buche vom Meere genommen. Dagegen wollen sie hundert klopstockische Leckerbissen in Wien einführen. Dieß wäre das einzige Mittel die Sprache eines freyen Volkes zur Gleichförmigkeit zu bringen; und sie zur gehörigen Einigkeit hinan zurücken.

Die Wörter selbst sind auserlesene Blümchen: z. E. in der Niedere; zu Eise gestehen; behangen bleiben, die Wörter ausreden, einem Dinge eine Aussicht geben. Die Ungestümmigkeit; im Gegenspiele; denn und wenn; Ein Berspaar; sie kommen Schnee holen. Die Nothdursten; leer durchfallen, der adriatische Busen, u. s. w. und andre solche halbwendische Brocken mehr. Kurz diese ganze Schrift ist, wie der geneigte Leser längst gemerket haben wird, sehr fein ironisch geschrieben; und

und dessen ungeachtet, mit ordentlicher Censur öffentlich in Wien gedrucket worden. Auch hat Herr Popovitsch sein Lehramt an der Lichtensteinischen Akademie daselbst, vor etlichen Monathen verlohren.



VI.

Ad eminentissimum Dominum D.
Angelum Mariam Quirinum S. R. E. Cardinalem & Bibliothecarium, Brixensem Episcopum &c. Soc. Litterariæ Germano - Benedictinæ Protectorem & Evergetam munificentissimum &c.

Dieses ist der Titel eines lateinischen Sendschreibens, welches der gelehrte Benedictiner, P. Oliverius Legipont, auf drittehalb Bogen in groß Quart an den Herrn Cardinal Quirini drucken lassen. Den Titel zieret ein Kupferstich, der drey Brustbilder vorstellet. Das mittlere zeigt den heil. Benedictus, als Stifter des Benedictinerordens. Zur Rechten desselben ist der Ap. Petrus, Princeps Apostolorum, Dei & D. N. J. C. Vicarius, Ecclesiæ Romanæ ædificator. Zur linken St Paulus, S. Petri Coapostolus & Doctor Gentium, Eccl. Rom. Coædificator. In Ansehung dieser beyden Titel wird Benedict Eccl. Rom. Reædificator genennet. Dieß ist ein Abdruck eines sehr alten Gemäldes, welches in der Sebastianskirche zu Rom auf dem Ochsenmarke befindlich, und vom 575sten Jahre Christi seyn soll.

In dem Schreiben selbst bricht der Herr Verf. in wehmüthige Klagen über die vielen Hindernisse aus, die sich dem löblichen Vorhaben der deutschen Benedictinergesellschaft in den Weg gelegt: indem selbst der Anführer der Heerde (vermuthlich der Abt zu Rempten) abtrünnig geworden *. Gleichwohl wäre die Gesellschaft voll dankbarer Gesinnungen gegen den Herrn Cardinal, als ihren gnädigen Beschirmer, der durch seine Wohlthätigkeit ein Beyspiel gegeben hätte, welchem alle ihre Säulen und Vorsteher folgen sollten. Dafür nun wären die Glieder der Gesellschaft ihm den verbindlichsten Dank schuldig; den sie hiemit öffentlich abstatten wollten. Er thut solches auch mit den trefflichsten Lobsprüchen, von der eifrigen Beförderung der Gelehrsamkeit, die nur ein Unwissender oder Neidischer dem Herrn Cardinal absprechen kann.

Derselbe hat in einem Schreiben an den Abt zu Weßbrunn in Bayern unlängst zu behaupten gesucht der Körper des heiligen Benedicts, als seines Ordensstifters, sey niemals von dem monte Cassino weggekommen. Daben ist denn bey den Benedictinern die Frage entstanden, ob nicht irgend auch der Geist, welchem Benedictus gedienet, und die hierarchische Obergewalt über den ganzen Orden, dem casinensischen Abte, als seinem Nachfolger und Vicar auf Erden, eigen geblieben sey?

Die

* Dux caper ipse gregis in inconstantia castra.
Abiit inglorius.

Die Frage gehöret nicht in das Fach der schönen Wissenschaften, und wir können sie also nicht weitläufig erörtern. Die gelehrte Benedictinergesellschaft mag sie wohl für wichtiger halten, als andre Liebhaber der Gelehrsamkeit. Herr P. Legipont glaubet es aus dem Grunde: weil es nicht wahrscheinlich ist, daß Benedictus aus allen Aebten seines Ordens unabhängliche Monarchen habe machen wollen. Ob er recht habe, will er von dem Herrn Cardinal lernen. Doch scheint er über die Anarchie seines Ordens sehr übel zu sprechen zu seyn; und wünschet, daß alle Benedictinerklöster unter einem einzigen gemeinen Haupte stehen möchten. Er beweist dieses aus vielen alten und neuern Kirchenscribenten, und aus ziemlich wahrscheinlichen Gründen; die bey katholischen Lesern einen Eindruck machen können. Er überläßt die Entscheidung der Frage dem Herrn Cardinal, und dem isigen Pabste.

Im Namen der Gesellschaft machet er endlich den Schluß damit, daß er den Herrn Cardinal ferner zu ihrer Beschirmung aufmuntert. Er ruft ihm zu:

*Da facilem cursum, atque audacibus annue cœptis,
Sublimisque volans pelago da vela patenti!*

Es ist zu wünschen und auch zu hoffen, daß der Herr Cardinal allein zu Beförderung dieser gelehrten Gesellschaft, mehr thun werde, als alle die reichen Aebte der deutschen Benedictinerklöster; die da fest glauben, daß sie gleich weltlichen Fürsten zum Herrschen und zum Wohlleben, nicht aber, als geistliche Diener des Evangelii, zum studiren und lehren, viel-

we-

weniger zur Beförderung der Wissenschaften, geordnet, und mit Stab und Inful versehen worden.

Des P. Ziegelbauers gelehrte Geschichte des Benedictinerordens, die Herr P. Legipont drucken läßt, und fortsetzet, wird nun ehestens fertig aus Licht treten: welches wir aus einer eigenhändigen Nachricht desselben versichern können.



VII.

Anton Baniers, Mitglieds der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften, Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte; aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Adolf Schlegeln, Past. an der Dreyeinigkeitkirche zu Zerbst. I. Band. Leipzig bey Joh. Gottfr. Dyck 1754. in gr. 8. 2 Alph. 18 Bog.

Der Namen des Herrn Abts Banier ist längst durch die Geschichte und ausführliche Schriften der kön. Akad. der schönen Wissensch. zu Paris, unsern Landesleuten bekannt geworden. Daraus ist auch der Grundriß und Hauptinhalt dieses Werkes schon vorläufig beliebt gewesen, welches ihm so viel Ehre gebracht hat. Die Monathsschriften aller Länder haben von demselben so vortheilhaft geurtheilet, daß es auch in einer deutschen Uebersetzung gewiß Beyfall finden wird; wenn es Kennern in die Hände fällt.

Der ehrwürdige Herr Uebersetzer hätte also seine Nebenstunden nicht besser anwenden können, als da er seine Liebe zu den freyen Künsten auf eine so deutliche Weise an den Tag geleet. Wir haben seine Stärke darinn schon auf unsrer hohen Schule sattfam kennen gelernet, als er seinem ältern Bruder, dem nachmaligen Hn. Prof. Schlegel zu Soroe, glücklich nacheiferte: und es ist uns ein Vergnügen, der Welt auch diesen ausnehmenden Beweis, von seiner anhaltenden Liebe dazu, vorlegen und anpreisen zu können.

Was er bey diesem Werke gethan habe, das lehret seine Vorrede. Nach einer Anpreisung der Mythologie überhaupt, wegen ihrer Nutzbarkeit in Künsten und Wissenschaften, theilet er die Fabeln der Heyden in Classen. Einige hatten einen physischen, andre einen historischen, einen moralischen, und chymischen Ursprung. Darauf zeigt er, daß der Abt Banier die Mittelstraße gehalten. Er hat die Fabel für die erste und unförmlichste Art der Geschichte der ältesten Zeiten angesehen; die wegen des damaligen Mangels der Schreibekunst, nur mündlich fortgepflanzt worden, und also vielen Veränderungen und Vergrößerungen unterworfen gewesen. Die Plumpheit der Zeiten, die Unwissenheit der Menschen, und die daher entstehende Neigung zum Wunderbaren, nebst der davon unzertrennlichen leichtgläubigkeit, halfen alle natürliche Dinge in unbegreifliche Fabeln verwandeln. Und es sind auch mitten aus den Finsternissen dieser Zeiten Spuren vorhanden, die uns auf den rechten Weg

Beg verhelfen können, wenn wir dem Lichte der Vernunft folgen wollen.

Herr Banier hat sein ganzes Leben in Erforschung der Mythologie zugebracht. Er starb auch darüber, und hat, so zu reden, alle seine Kräfte dabey verzehret, die Dornen, die dieß Feld verschlossen hielten, wegzuräumen. Indessen hat er nicht alles leisten können, wie er selbst gestanden. Ist kann er nur Muthmaßungen vortragen. Es bleibt also noch andern etwas zu thun übrig, und Herr Past. Schlegel hat geglaubet, daß es auch ihm frey stehen würde, seine Kräfte dabey zu versuchen.

Er hat aber auch die angeführten Schriftsteller fleißig nachgeschlagen und verbessert. Er giebt uns in der Vorrede eine sehr überzeugende Probe davon: und wenn durchgehends so sorgfältig verfahren worden; so ist dieß ein neuer Beweis, von der durch die deutsche Geduld und Arbeitsamkeit verbesserten französischen Flüchtigkeit. Dabey aber wird angemerket, daß die Verfasser der Frankfurter Götterhistorie diese sorglosen Anführungen des Abts Banier getreulich abgeschrieben; und die aus ihm entlehnten Stellen nur in eine possirliche Schreibart verkleidet; die gewiß dem guten Geschmacke kein Vergnügen machen kann.

Wir pflichten ihm darinn völlig bey. Die Anmerkungen des Herrn Verfassers sind nicht in geringer Anzahl angebracht; allein sie vermehren augenscheinlich den Werth des Buches.

Nun folget die Lobschrift des Herrn von Boze auf den Herrn Abt Banier, die 1742 in der Aka-

demie der schönen Wissenschaften vorgelesen worden. Man findet selbige auch in dem VIII. B. der Geschichte dieser Akademie bereits verdeutschet. Die eigene Vorrede desselben zu seinem Buche löset selbige ab; dabey wir uns nicht aufhalten können.

Da der Herr Uebersetzer eine andre Abtheilung des Werkes in Bände gemachet, als im Französischen befindlich ist: so müssen wir noch melden, wie viel dieser erste Band davon liefert. Das I. B. enthält die vorläufigen Fragen, deren Erörterung den Liebhabern der Mythologie nöthig ist. Hier kommen allgemeine Betrachtungen über die Götterlehre vor, und es wird theils gewiesen, was ein Mythologus wissen muß, theils was für Klippen man zu vermeiden hat. Darauf werden alle Lehrgebäude der Fabellehre geprüft; sonderlich der Platoniker; Kirchers, Boscharts, Huets, u. s. w. Man thut dar, daß die Fabeln nicht bloße Allegorien sind; theilet sie ein, zeigt ihren Ursprung aus Quellen, und insbesondere den Ursprung von Ovids Verwandlungen.

Das II. B. erkläret die verschiedenen Theogonien d. i. die Lehren der Alten vom Ursprunge der Götter und der Welt; namentlich der Chaldäer, Phönicier, Aegypter, Atlantier, Griechen und Ovids; imgleichen der Chineser und Indianer, der Braminen, der Americaner, und der heydnischen Poeten.

Das III. B. handelt von der Abgötterey, ihrem Ursprunge und Fortgange, sonderlich der Zeit und den Orten nach. Man zeigt, daß sie sich in Phönicien und Aegypten mit der Verehrung der Götter

stirne angefangen. Man handelt von den berühmtesten Tempeln des Belus, Vulkans, der Diana, Jupiters, Apollons, und dem Pantheon zu Rom. Ferner von den Altären, Hainen, Freystätten, Bildsäulen, Opfern, Hekatomben, und Laurobollen; weiter von den Werkzeugen und Gefäßen, von Priestern und Festen der berühmtesten Völker, imgleichen von feyerlichen Gebräuchen bey Gründung der Städte.

Das IV. B. handelt von dem Aberglauben, den man unter dem Schutze der Abgötterey ausübet, woben von Orakeln, Sibyllen, Auguren, Versöhnungen, Zauberkünsten, und der Bannung der Todten gehandelt wird.

Das V. B. endlich handelt von der Natur der Götter selbst, und ihrer Abtheilung in verschiedene Classen: woben gezeigt wird, daß alle heydnische Götter ehemals Menschen gewesen.

Alles dieses, und zwar im Deutschen, gelesen zu haben, wird gewiß niemanden gereuen.



VIII.

Selecta quædam numismata græca inedita hactenus, nunc vero explicata a M. Friderico Sigism. Witzleben. Lipsiæ apud Bernh. Christ. Breitkopfium. 1754. in 4.

II Bogen.

So fleißig auch die gelehrten Liebhaber des Alterthums, seit ein Paar Jahrhunderten, den alten Münzen der Griechen und Römer

aufgelauret : so sind ihnen doch noch immer einige merkwürdige Stücke entwischt, die den Appetit nach mehrern Entdeckungen wieder anfrischen können. Der gelehrte Herr M. Witzleben ist einer von denen, die das Glück gehabt, etwas besonders von dieser Art auszuspähen; und die Fähigkeit besessen, sie gründlich zu erklären. Er hat sich auf die sieben und zwanzig Jahre mit dieser Art der Gelehrsamkeit beschäftigt, und alle seine Nebenstunden darauf verwandt.

Vor etlichen Jahren kam ein Jude zu ihm, der ihm etliche griechische, sowohl silberne als eiserne Münzen brachte; die er sich wegen der besondern Stempel, die sie hatten, anschaffte. Unter denselben war nun ein delphischer Schaupfennig, den er zwar gleich für ein Stück von besonderm Werthe hielt; gleichwohl aber hoffete, daß dergleichen auch in andern Münzcabinetten vorkommen würde; daher er sich denn nicht sehr viel daraus machte. Als er ihn aber genauer betrachtete, und wahrnahm, daß ihn noch niemand von allen Münzkennern gekannt hatte; so hub er an, ernstlich auf dessen Beschreibung und Erklärung zu sinnen: weil er wohl sah, daß dieß Stück unter die sogenannten einzigen vorhandenen gehören mußte; und also seine Beschreibung von niemanden anders zu hoffen stünde.

Nun wollte er zwar, nach dem Beispiele des Abtes Seguin, viele andre Münzen verschiedener Städte und Völker, von denen er etwas zu sagen hatte, zusammen nehmen, und diesen delphischen Schaupfennig an die Spitze stellen. Allein, er sah bald,

bald, daß dieß keine Arbeit von wenigen Monathen seyn würde; und daher änderte er sein Vorhaben, und beschloß, ihn je eher, je lieber zu erklären. Die erste Abhandlung dieses Werkchens handelt wirklich von demselben: aber er gesteht, daß er von der Zeit, da selbiger geschlagen worden, nichts sicheres zu sagen weis: weil es allen griechischen Münzen an solchen Merkmaalen fehlet, daraus ihre Zeit zu errathen wäre. Doch glaubt er, aus der Dicke und dem Schlage selbst zu sehen, daß er wenigstens älter, als der peloponnesische Krieg seyn müsse.

Das Gepräge dieser Münze stellet ein liegendes Opferthier vor, darüber die beyden Buchstaben ΔΕ in eins gezogen stehen, um den Ort des Gepräges ΔΕΑΦΙ anzuzeigen. Auf der andern Seite wird ein Viereck vertieft vorgestellt, darüber Stäbe kreuzweise geleget erscheinen. Nichts ist wahrscheinlicher, als was der Herr Verf. davon glaubet: daß es dasjenige Loch vorstellen solle, welches die prophetischen Dünste aushauchen sollte, wodurch die Pythia zum Weißagen geschickt gemachet wurde.

Es sind viel Streitigkeiten unter den Gelehrten gewesen, worauf die Pythia gessen, bevor der Dreyfuß, oder dreybeinigte Sessel, dem Apollo geschenkt worden, auf dem sie nachmals ihre Orakelsprüche gegeben hat. Jamblichus (de Myster. Aegypt. Sect. III. cap. XI.) gedenket auch eines vierfüßigen Stuhles, der im Tempel zu Delphis gewesen seyn soll. Allein wo derselbe gestanden, das erwähnt er nicht. Seine Ausleger haben ihn auch

weder recht verstehen noch erklären gekonnt: diese Münze aber giebt in einer Sache ein unverhofftes Licht. Was die gelehrtesten Alten von den delphischen Heimlichkeiten, nur aus einer ungewissen Sage berichtet haben, erhält hiedurch eine deutliche Gewißheit. Das Kreuz, welches über der viereckigten Oeffnung der Höhle liegt, ist zweifelsfrey der alte Sitz der Priesterinn gewesen; worauf sie innerhalb der Höhle gesessen, und welchen Jamblichus einen vierfüßigten Stuhl nennen wollen. Dieß hat der Herr Verf. sehr gelehrt und wahrscheinlich auszuführen.

Die II. Abhandlung erkläret einen maronitischen Schaupfennig aus Thracien. Dieser ist zwar so selten nicht, als der vorige, und schon von vielen beschrieben: allein, da er in der ältesten Geschichte dieser Stadt und dieses Volkes so einen großen Nutzen haben kann, wenn man ihn recht erkläret, so hat der Herr Verf. ihn nochmals mitgenommen. Er glaubet vermittelst desselben, und etlicher phöniciſch klingender Wörter, in die ältesten Ursprünge derselben dringen zu können. Sie zeigt einen Bacchuskopf, und auf der Gegenseite einen stehenden Bacchus, mit der Umschrift: ΔΙΟΝΥΣΟΥ ΣΩΤΗΡΟΣ, und unten: ΜΑΡΩΝΙΤΩΝ.

Die III. Abh. erkläret eine Münze der Stadt Aornus, die im Epirus gelegen hat; und auch diese ist den Gelehrten noch unbekannt gewesen. Sie stellet einen mit Lorbern umfränzten Kopf, und auf der Gegenseite eine wilde Sau, mit den Buchstaben A. O. F. vor. Kaum Plinius hat dieser Stadt einige

einige Meldung gethan, und ihre Lage beschrieben. Diese Münze bestätigt sein Angeben, daß es eine Stadt in Thesprotien, oder Akarnanien gewesen seyn müsse.

Endlich liefert auch die vierte Abhandlung einen bisher unbekanntes Schaupfennig, den der Herr Verf. für einen korinthischen hält. Er schließt solches aus einem auf der Gegenseite befindlichen Monogramma, welches sonst dieser Republik und ihren Colonien eigen zu seyn pflegt. Die Vorderseite zeigt einen gethürmten Weiberkopf, hinter welchem, nachdem er schon gepräget worden, ein stralender Sonnenkopf aufgedrucket worden. Auf der Gegenseite sitzt Neptunus auf einem viersüßigen Stuhle, und hat einen Delphin gehalten, davon nur der Schwanz noch zu sehen ist. Auch ist noch mit dem neuern Gegenstempel ein bärtiger Kopf darauf eingepräget worden. Bey dem Drenzacke erscheinen die Buchstaben N, und das halbe Ω ; unten aber ein K und P zusammen gezogen.

Die Figuren aller dieser vier Münzen sind sauber in Kupfer gestochen; und überhaupt ist das ganze Werkchen so schön gedrucket, als es geschrieben ist. Wir theilen bey dieser Gelegenheit unsern Lesern die Abbildung einer großen goldenen Schaumünze, aus dem königl. französischen Münzkabinette mit.

* * * * *

IX.

Scherzhafte epische Poesien nebst einigen Oden und Liedern, Braunschweig und Hildesheim bey Ludolf Schröders Erben 1754.
in gr. 8. 446 S. Herr

Herr Zacharia, dessen Muse bereits vor Jahren zehn bis zwölf Jahren, hier in Leipzig beliebt war, und zu den Belustigungen des Verstandes und Wises, manches schöne Stück beytrug, liefert uns hier eine ganze Sammlung seiner Gedichte. Da er mit der scherzhafsten Epopöe, der Renommist genannt, damals den meisten Beyfall gefunden: so hat er sich auch nach der Zeit auf diese spashafte Art von Gedichten, dazu nicht ein jeder ein Geschick hat, beflissen. Es ist sehr rühmlich, wenn ein Dichter sein Talent kennet, und sich nach derjenigen Seite des Parnasses lenket, wo ihn die daselbst befindliche Muse am freundlichsten anlachet. Dieß hat Herr Zacharia gethan, und daher lesen wir hier mehr als ein scherzhafte 'Heldengedicht: nämlich außer dem Renommisten auch Verwandlungen, das Schnupstuch und den Phaeton: so daß wir billig zweifeln, ob irgend ein Poet benachbarter Völker soviel spashafte Epopöen geschrieben habe.

Das erste davon liefert er indessen nicht mehr so, wie es in seinem ersten Entwurfe gewesen; sondern verbessert und erweitert. Auch die Verwandlungen, die zuerst in den bremischen Beyträgen das Licht erblicket haben, sind hier fast ganz erneuert zu lesen. Der Herr Verfasser saget selbst, daß er nicht nur die meisten einzelnen Verse, sondern den Plan (vermuthlich die Fabel) merklich verändert habe. Und wer kann davon besser urtheilen, als der Verfasser selbst?

Er hat sich beflissen, mehr Handlung in diese Gedichte zubringen; und einige Kenner haben ihn versichert,

sichert, daß dieselben iso' mehr interessirten (vielleicht einnahmen, oder anlocketen) als vorhin. Er hat den Renommisten besser zu characterisiren, d. i. zu bezeichnen oder zu schildern gesucht; die vielen leeren Beschreibungen und Maschinen herausgelassen, und sich überhaupt bemühet, ihn lehrreicher zu machen. Eben dieses hat er auch bey den Verwandlungen gethan: darinn er zwar hauptsächlich Oviden nachgeahmet; doch alles auf satirische Absichten gelenket; welches jener nicht gethan hat.

Das Schnupftuch, und der Phaeton sind zwey ganz neue Stücke; und werden also Liebhaber desto mehr vergnügen. Sollen wir unsre Gedanken entdecken: so geben wir dem ersten den Vorzug. Es hebt so an:

Von Zwietracht, Zank und Haß und unerhörten
Dingen,

Von einem Schnupftuch soll die Heldenmuse singen,
Und von dem Zorn, in dem ein junger Herr entbrannt,
Als, ungeschützt von Stolz, und Federhut und Stand,
Er, von dem Herrn von Strom hofmeisterlich ge-
zwungen,

Ein Schnupftuch wiedergab, das sich sein Muth
errungen;

Und wie durch seinen Zorn, verweyßt von Scherz
und Spiel,

Ein prächtiger Pallast in lange Weile fiel;
Bis seine Göttinn ihm das Schnupftuch widerschickte,
Und seine Heldenstirn ein neuer Lorber schmückte.

Die Anrufung übergehen wir, wegen einer Anzüglichkeit: die Erzählung selbst aber hebt in recht
popischem Geschmacke, so an. Ge-

Gespenster kehrten heim, die Graus und Nacht
bedecket,
Mp, Kobold, Poltergeist, und was in Winkeln
schrecket;

In der gemeinen Welt war schon sehr viel gethan,
Doch in der adlichen brach noch kein Morgen an.
Die Zwietracht slog indeß mit fürchterlichen
Schwingen,

Durch die galante Welt, die Herzen aufzubringen.
Voll Herrschsucht schüttelt sie die Fackel in der Hand,
Hier setzet sie ein Herz, und dort ein Reich in Brand.
Sie stürzt Minister theils, theils Josen, die reagierten,
Entzweyt bald Mann u. Weib, und bald die Allirten.

So artig und fein fährt das ganze Gedicht fort, und
wir haben es mit vielem Vergnügen gelesen. 3. C.
Die Abschilderung der Zwietracht, auf der 207 S.
ist schön.

So schien dieß holde Paar die Zwietracht nicht zu
kennen,
Allein die Zwietracht faßt den Vorsatz sie zu trennen.
Es ist ihr Zeitvertreib, Verliebte zu entzweyn.
Sie hüllt in Puderstaub und Caffeedampf sich ein,
Macht sich ein Neglige und eine Nachtkornette,
Und stellt, Belinden gleich, sich an der Jose
Bette.

Lisette wiegte sich in süßer Morgenruh;
Die Träume hielten noch die holden Augen zu;
Ihr Halstuch hatt' im Schlaf ein Liebesgott ver-
schoben;
Man sah die schöne Brust, die sanfte Seufzer hoben,
Halb

Halb durch das zarte Tuch verrätherisch versteckt;
Weiß, wie der Frühlings Schnee, der Pfirsichblu-
then deckt.

Die Schönheit wählet sich sehr ungleich Unterthanen.
Man kann sehr häßlich seyn bey zwey und dreyßig
Ahnen.

Das Kammermädchen steigt im schimmernden Pallast,
Ost mehr, als ihre Frau, die ihren Spiegel haßt.

Die Zwietracht sprach zu ihr: „Ich habe dir er-
zählet,

„Lisette, daß mir längst mein bestes Schnupstuch
fehlet.

„Du weißt, Graf Hold hat es. Er prahlt da-
mit herum:

„Geh hin, und nimms ihn weg, so wird der Pra-
ler stumm.

„Ich will im Ernst dafür auf deine Heirath denken,
„Dein gnädiges Fräulein seyn, und fürstlich dich be-
schenken.

Eben so schön erzählet unser Dichter auf der 208 S.

Die schöne Welt fieng an die Ruhe zu verlassen.
Der Theetisch deckte sich mit buntbemalten Tassen;

Der schwarze Caffetopf goß milde Fluthen aus;
Soupee wurden krumm, und Locken wurden kraus;

Schon lang erwarteten die Vögel und die Hunde
Confekt und Schmäucheley, aus schöner Fräulein

Munde;
Als Lieschen sich besah; Gebeth und Pus verließ,

Und schon in ihrem Sinn Frau, wie sie wünschte,
hieß;

Ihr Anfangscompliment ein paarmal überdachte,
Und so im süßen Traum zum Graf von Hold
sich machte.

Johann, der Läufer, stand vor seines Grafen Thür,
Schön, wie ein Liebesgott, und bückte sich vor ihr.

Der reinste Puder roch aus seinen blonden Haaren,
Und Locken spielten noch, die unzerstört waren.

Schlank, wie ein junger Baum, hatt' er, manch
Herz gerührt,

Und manches Mädchens Blick durch seinen Blick
verführt.

Den großen Federhut wußt er so stolz zu tragen,
Als ein Patricius, geadelt vor drey Tagen.

Lisette sah ihn an, allein ihr Herz blieb frey,
So schön er immer war, so war er doch Laken.

Verschmähte sie doch schon gewöhnliche Präsente,
Und Edelleuten nur vergalt sie Complimente.

Wir würden fast alles abdrucken müssen, wenn wir
zeigen wollten, was uns gefallen hat.

Allein wie sehr wünschten wir, daß wir eben das
von dem folgenden Gedichte sagen könnten! Der böse
Strom der izzigen Verderbniß hat, leider! auch ei-
nen der besten Dichter fortgerissen. Die alpinische
Seuche der Hexametristen hat einen feinen Kopf
angesteckt; der es gar nicht nöthig hätte, den Man-
tel auf beyden Achseln zu tragen, um zugefallen, ja
bewundert zu werden. Es ist erstaunend, zu sehen,
wie der richtigste Wiß sich in Meteoren verliert, so
bald er Hexameter zu machen beginnt. Die Quä-
fer und Herrenhuter, Alchymisten und Böhmisten
können sich durch ihre besond're Sprache nicht mehr
von allen Sterblichen unterscheiden; als sich die deut-
schen

schen Sechsfüßler heute zu Tage von allen vernünftigen Menschen absondern. Sie reden, wie die Verwilderten. - - - Kurz, wir bedauern es sehr, auch den wackern Herrn Zacharia auf dieser Wildbahn anzutreffen.

Sogar seine Oden sind größtentheils mit dieser Sprache und Denkensart angestecket. Auch seine Zuschrift wimmelt vom sympathetischen, frohschauenden, Aeonen, himmlischer Luft, prachtlosen Gärten, Gewölk, lächelnd blumichten Bänden, harmonischen, u. d. gl. schibolethischen Brocken. Ja endlich wird der Dichter, auf gut Klopffstockisch, lauter Gefühl!



X.

Des Herrn Abts Lenglet du Fresnoy,
Anweisung zur Erlernung der Historie, nebst
einem vermehrten vollständigen Verzeichnisse der
vornehmsten Geschichtschreiber, darinn ihre Werke
beurtheilet, und die besten Ausgaben bemercket wer-
den, übersetzt von P. E. B. I. und II. B.
Gotha verlegt Joh. Paul Mevius 1752. und 1753.
in 8. jeder Band über 800 bis
1000 Seiten.

Wem es nicht bekannt wäre, wie groß die Verdienste des Abts du Fresnoy um die historischen Wissenschaften sind, der müßte gewiß ein großer Fremdling in der gelehrten Geschichte seyn. Schon der selige Hofrath Joh. Bur-
 Herbstm. 1754. Ap chard

hard Menke hat die erste Ausgabe davon von 1713. im 1714 J. mit ansehnlichen Zusätzen bereichert, ins Deutsche gebracht und ans Licht gestellet. Diese neue Ausgabe aber war dieser Ehre desto würdiger, je vollkommener der Verfasser sie selbst zu machen gesucht.

Man hat also dem fleißigen Verleger allerdings eine Verbindlichkeit, daß er uns eine neue Uebersetzung davon veranstalten wollen. Es ist in die Hände eines uns zwar unbekanntem, aber geschickten Uebersetzers gerathen, der in der Vorrede, die ganze Geschichte des Buches erzählt. Er hat es aber nicht für nöthig befunden, dasselbe außer den Zusätzen, die der Urheber selbst 1740 drucken lassen, noch mit mehrern zu erweitern. Es hat allerdings die gehörige Vollständigkeit erreicht. Nur bey dem Verzeichnisse der Schriftsteller sind vornehmlich die Deutschen bis auf diese Zeit fortgeführt. Die Landcharten der holländischen Ausgaben sind auch hier beygefüget, und dem vierten Bande ist das Kupfer des Verfassers vorgesezet.

Um aber Leser, die das Buch noch gar nicht kennen, einigermaßen damit bekannt zu machen, müssen wir den Inhalt desselben kürzlich anzeigen.

Den Anfang dazu machen chronologische Canones oder Tafeln der ganzen alten Historie; nach den verschiedenen Arten die Zeiten zu berechnen, die theils in dem hebräischen Texte, theils in den 70 Dolmetschern, theils im samaritischen Texte befindlich sind. Bey der biblischen Zeit sind anfangs die Jahre des Julianischen Periodi, der Weltdauer, und

und der gemeinen Zeitrechnung neben einander gestellet worden. Sodann wird dieselbe nach den 70 Dollmetschern aus dem P. Pezron geliefert. Endlich folget sie so, wie P. Tournemine sie nach dem samaritanischen Texte berechnet hat, welche das Mittel zwischen den beyden vorigen hält.

Von der griechischen Historie folget der chronologische Canon gleichfalls, und hebt vom Dngges an, der 1020 J. vor den Olympiaden gelebet haben soll; bis aufs 100ste Jahr vor Christi Geburt. darauf folget der Canon der römischen Geschichte, wiederum nach verschiedenen Rechnungen, als des Polybius, des Cato, mit welchem Dion. von Halikarnas und Livius einstimmen, nach den capitolinischen Fasten, und nach dem Varro. Sie hebt von der Grundlegung der Stadt Rom an, und geht bis auf Chr. Geburt. Solche Tafeln nun dienen, mit einem Blicke die ganze Dauer der Welt zu übersehen, und sich die Folge der sämtlichen merkwürdigsten Geschichte, gleichsam spielend einzuprägen; ohne welche man das folgende, ja kein einziges historisches Buch mit rechtem Nutzen würde lesen können.

In der Anweisung selbst zur Erlernung der Historie, handelt das 1 Cap. von dem Endzwecke bey dieser ganzen Bemühung; der nicht eine bloße Zeitfürzung, oder eine Stillung der Neubegier seyn soll; sondern eine Besserung des Herzens und der Sitten, aus den so vielfältigen Exempeln guter und böser Thaten. Das II. C. handelt von den Wissenschaften die vor Erl. der Historie getrieben werden müssen;

fen; als die Geographie, der alten mitlern und neuern Zeiten, wovon er ausführlich handelt. Das III. C. redet von der Erkänntniß der Sitten, Gebräuche und Religionen, die man sich erwerben muß. Das IV. von der Chronologie, davon auch sehr zulänglich und gründlich gehandelt wird. Das V. C. von dem Gebrauche der Chroniken und Welt-historien. Das VI. handelt von der Ordnung, die man bey Lesung der Historie beobachten muß; Das VII. giebt einen Entwurf der allgemeinen Weltgeschichte, redet von Zerstreung der Völker, und dem Ursprunge der Reiche. Das VIII. erkläret die zwo ersten chronologischen Tabellen, der allgemeinen Historie, und das IX. von der biblischen Geschichte des A. u. N. T. von welcher man nothwendig den Anfang machen muß. Dieses ist sehr weitläufig gerathen, und hat noch eine Fortsetzung von den Völkern bekommen, die mit den Jüden Kriege geführt haben. Das X. Cap. redet von der ägyptischen Historie, und liefert einen kurzen Auszug davon; wobey auch Manethons Dynastien erkläret werden. Und den Schluß des I. B. machet ein Auszug aus dem III. Th. von Bossuets Einl. in die allgem. Geschichte von den Aethiopiern, und alten Aegyptiern.

Der II. B. liefert das XI. Cap. von der Historie des babylonischen Reiches: wobey die verschiedenen Lehrgebäude des Herodotus und Ktesias vorkommen, auch die kurze Geschichte von Babel, Assyrien, und dem medischen Reiche, imgleichen die Historie vom Cyrus angehenket wird; worauf das persische Reich

Reich folget. Auch hier wird ein Auszug aus dem Bossuet eingeschaltet. Das XII. C. handelt von der griechischen Historie nach allen ihren Republiken, Inseln und Landschaften; und man kann leicht denken, daß dieses C. ziemlich weitläufig gerathen ist. Gleichwohl handelt das XIII. besonders von Macedonien, und der durch Alexandern gestifteten Monarchie; deren Abriß auf einer Karte vorgelegt wird. Das XIV. liefert die Geschichte der Königreiche in Asien, welche mit der griechischen Historie in Verbindung stehen: das XV. endlich kömmt auf die Historie der römischen Republik, sowohl unter den Consuln als Kaisern: wobey auch die Karten theils von Bältschland, theils vom ganzen römischen Reiche vorkommen. Das XVI. redet von der römischen Geschichte zur Zeit des Kaiserthums, bis auf seinen Fall. Das XVII. liefert die Historie der Kirche. Das XVIII. den Fall des römischen Kaiserthums und die Stiftung der neuen Monarchien, z. E. der Gothen, der Exarchen, der Longobarden u. s. w. Endlich das XIX. enthält die Erklärung der beyden letzten chronologischen Tabellen über die allgemeine Historie, womit sich der II. B. schließt.

Wir behaltens uns vor, von den zween letzten Bänden nächstens zu handeln; müssen aber theils dem Urheber, theils dem Herrn Uebersetzer das Lob geben, daß sie uns ein sehr nütliches Werk geliefert haben.



XI.

Seneca, ein Trauerspiel. Trf. am
Mayn, bey Franz Barrentrapp 1754.
in gr. 8. 104 S.

Der Geschmack an der tragischen Dichtkunst, nimmt in Deutschland mehr zu, als ab, welches ihm allerdings zur Ehre gereicht. Es treten von Zeit zu Zeit neue Originalstücke ans Licht, die von der Fähigkeit unsrer Landsleute zeigen, etwas eigenes von dieser Art zu liefern. Man kann daher von ihnen sagen, wie Horaz von den Römern:

Et placuit sibi natura sublimis & acer,
Nam spirat tragicum satis, & feliciter audet.

So wenig wir aber unlängst mit einem Agamemnon zufrieden gewesen; so vergnügt waren wir, als uns dieser Seneca, eines uns noch zur Zeit unbekanntem Dichters in die Hände fiel. Jenen übergiengen wir mit Stillschweigen, weil er uns wenig Ehre macht; diesen aber müssen wir unsern Lesern anpreisen, theils wegen der Erfindung und guten Einrichtung des Stückes, theils wegen der vernünftigen tragischen Schreibart, darinn er abgefasst ist.

Seneca ist der Held des Stückes, und der Hr. Verfasser bemerkt, daß selbiger seines Wissens noch nicht auf die Bühne gebracht worden. Er nimmt denselben in seinem Tode, den er mit großer Standhaftigkeit erlitten, nachdem ihn das Unglück und der Haß der Tyrannen schon sein ganzes Lebenlang verfolget hatte. Seine großen Eigenschaften scha-

schadeten ihm. Nero ward bey Pisons Verschwörung wider sich, argwöhnisch: Seneca möchte mit Theil daran haben, und wohl gar Kaiser zu werden suchen. Nun mochte er zwar unschuldig daran seyn; aber ganz Rom wünschte es: und selbst Juvenal schreibt:

Libera si dentur populo suffragia, quis tam
Perditus, ut dubitet Senecam præferre Neroni!

Als ihm Nero das Todesurtheil sprach, stellte er ihm gleichwohl die Art frey, womit er sterben wollte: und Seneca erwählte die Eröffnung der Adern, um sich zu Tode zu bluten. Seine Gemahlinn wollte auf gleiche Art mit ihm sterben: allein Nero ließ sie wieder verbinden, und beyhm Leben erhalten.

Dieses merkwürdige Ende nun hat allerdings etwas tragisches in sich, und Seneca ist ein würdiger Held der Trauerbühne. Er ist groß, und erwirbt sich alle Hochachtung; er versteht etwas durch die genaue Freundschaft mit dem Burrhus und Piso; dadurch er in den Verdacht fällt. Indessen ist er unschuldig, und leidet einen großmüthigen Tod. Das sind die Eigenschaften eines tragischen Helden, der Bewunderung, Schrecken und Mitleiden verdient. Der Herr Verf. hat diese Fabel nach aller Wahrscheinlichkeit, theils aus den Geschichten genommen, theils gedichtet. Man sieht die ganze Verbindung der damaligen Begebenheiten in dem ersten und zwayten Aufzuge ein. Die Personen sind wohl charakterisiret, oder gebildet; sie reden ihren Umständen und Leidenschaften gemäß; nicht schwülstig, aber allemal edel, und natürlich. Die

Proben, die wir daraus geben wollen, werden es zeigen. Im Schlusse des I. Aufzuges redet Seneca so: auf der 11. und 12ten S.

So hat sich Piso noch auf Nerons Thron geschwungen?

Doch = = = Nein, ich glaub es nicht; es ist ihm nicht gelungen.

Zu wachsam ist ein Aug, das alles fürchten muß:
D sah' es Piso ein! o glaubt' es Lucius!

Was aber soll ich thun? o Schicksal! ja, vollende
Den Schluß, den du gefaßt; ich seh mein nahes Ende!
Schützt Unschuld vor Verdacht? Ein Argwohn, der
sich leicht

In das schlaflose Herz des finstern Nero schleicht,
Hat manchem, welcher sich den sichersten geglaubet,
Oft in des Glückes Schooß, Licht, Seel und Glück
geraubet.

Daß Piso mich besucht, und daß Nurelia

Zu mir die Zuflucht nahm; daß, als das Volk mich sah,

Es mir entgegen rief: = = Kann nicht in solchen Gründen

Des Nero fürchtend Herz ein Recht zu tödten finden?

An Straf und Götter hat sein Leichtsinns nie gedacht;

Er fürchtet keinen Gott, weil er selbst Götter macht.

Ein jeder Tag ließ mich ein neues Laster schauen;

Es wick Octavia der listigsten der Frauen:

Doppäa hebt und stürzt, und ihr gehorcht die Welt,

Weil der, dem Rom gehorcht, sie in den Armen hält.

Lang bin ich ihr verhaßt! sie denkt auf mein Verderben!

Wie rühmlich ist es nicht mit Rom und Burrhus

sterben!

Was

Was in der Stadt der Welt noch groß und edel war,
 Glänzt nun im Schattenreich, und troset der Gefahr.
 Auf welche Höhen hast du mich, o Glück, geführt?
 Hat deine Schmäuchelen mich jemals noch gerührt?
 Heut bietest du mir bald den Thron der Römer dar;
 Bald drohst du mir den Tod, der nie mein Schrecken war.
 Was thu ich? was soll ich, Tod oder Krone wählen?
 Ihr Götter! wählet selbst; ein Sterblicher kann fehlen.
 O strudelreicher Hof, wie selig mied ich dich!
 Aus welcher sanften Ruh rief Agrippine mich!
 Und welchem Tyger sollt ich an der Seite gehen,
 Der plötzlich wütend ward, so bald er Blut gesehen!
 Umsonst war unser Fleiß, o Burrhus, dessen Tod
 Noch manchen Unglücksfall in Romuls Mauren droht!
 Noch seh ich dunkel euch, verwirret und im Bilde,
 Ihr Nachbarn jenes Meers! ihr corsischen Gefilde!
 Wohin mich ein Tyrann, den seine Wuth betrog,
 Und Messalinens List mit schnellen Segeln zog.
 Verlassen sollt ich seyn; dieß war der Feinde Wille:
 Wie glücklich war ich nicht in der entlegnen Stille!
 Bald einsam in den Wald, bald in des Meeres Strand,
 Tiefdenkend, trostreich, still, verborgen, unbekannt!
 Wie ruhig sah ich nicht, von Hof und Neidern ferne,
 Dich, Sonne, dich o Mond, und euren Lauf, ihr Sterne!
 Des Herzens Stürme sah ich im erzürnten Meer;
 Auch nicht ein Augenblick verstrich gedankenleer.
 Darf iso noch mein Aug so freye Blicke wagen?
 Was seh ich? Rom verheert; was hör ich? aller
 Klagen.

Im 1sten Auftritte des II. Aufzuges, erzählt
 Lucius, was er dem Silvan vorgestellt, folgen-
 dergestalt:

Ich stellt ihm die Gefahr, in der Rom schweben
würde,
Des Piso stolzen Zweck, der Römer neue Bürde,
Die ewge Slavery, den Reiz der Freyheit für,
Und, Rom! dir treu zu seyn, versprach er heilig mir.
Glaubst du, o Piso, daß wir dir gehorchet hätten?
Die Namen wechseln nur; uns bleiben unsre Ketten:
So lang das große Rom noch einen Kaiser ehrt,
Und nicht die alte Zeit der Freyheit wiederkehrt.
O Rom! o Vaterland! kaum hört man euch noch
nennen!

Annäus, sieh mein Blut von edler Rache brennen!
Rom war, o Jugend! sonst dein werthes Vaterland:
Bey Barbarn such ich ist, was man in Rom sonst
fand.

Ist hat das Laster frech, dem Himmel selbst zum Hohne,
Den Nero in dem Arm, und auf dem Haupt die Krone.
Freund, der berühmte Dolch, der Cäsars Brust durch-
stach,

Wo ist er? Nero lebt! Rom seufzet! Himmel! Ach!
Wo sind sie? wo sind sie, die alten guten Zeiten,
Da für das Vaterland zu sterben, und zu streiten,
Ein immer willigs Herz in jedem Römer schlug?
Da man ans End der Welt den römischen Namen trug?
Doch dieser Arm soll Rom, und heute Rom noch
rächen!

Ja, freyes Rom, er soll heut deine Ketten brechen!
Als im siebenten Auftritte des IV. Aufzuges dem Se-
neca sein Tod angekündigt worden, und Pauline
sein Gemahl darüber aufgebracht ist; redet Seneca
a. d. 56. S. so:

Ich sehe meinen Tod, und seh ihn lächelnd an:
 Gleichgültig, wie die Nacht, seh ich mein Ende nah.
 Der fürchtet dich, o Tod, der vor der Zukunft bebet;
 Allein der scheut dich nicht, der tugendhaft gelebet.
 Nach jener Ewigkeit, wo ich bald Bürger bin,
 Trägt mich mein Freund, der Tod, mit schnellen Flügeln hin.

Ein unvergänglich's Reich wird dort der Weise erben:
 Wie ruhig würd ich seyn! frohlockend würd ich sterben!
 Ach, unser Wissen ist hier nichts als Dunkelheit!
 Durch Spalten sehn wir nur in jene Herrlichkeit.
 Doch du vergällest mir, Pauline, meine Freude:
 Ich sterbe nicht vergnügt, seh ich dich noch im Leide.
 Was thu ich? soll ich fliehn? der Tod sey meine Flucht!
 Die Krone hab ich nicht, und sie hat mich gesucht.
 Um mich entstehe nicht ein neues Blutvergießen!
 Mein Fall, kein andrer Fall, soll diesen Tag beschließen!
 Du weißt, wie zärtlich dich mein sterbend Herze liebt,
 Und daß mich nicht mein Tod; Pauline nur betrübt!
 Als eine Heldinn hemm den Lauf von deinen Klagen!
 Laß dieß die Nachwelt noch von deiner Großmuth sagen:
 Mein Tod sey nicht ein Tod, der auch dein Leben kürzt.
 Ach, mäßige das Leid, in das mein Fall dich stürzt!
 Wann einst der trübe Lauf der Thränen aufgehöret:
 O, so sey deinem Aug kein froher Blick verwehret!
 So fließ ein heitrer Tag sanft nach dem andern hin;
 So lebe, wann ich längst ein Spiel der Lüfte bin!
 So denk und glaub, mein Geist, im Schrecken oder Grüste,
 Im dunklen Schattenreich, im Schooße tieffster Klüste,
 Um traurigsten Gestad, von dem in dieses Licht
 Kein Weg zurücke führt, mein Geist vergißt dich nicht!

Es würde überflüssig seyn, mehr Proben von der gesunden Dichtungsart des Herrn Verfassers anzuführen. Nur eins bedauern wir, in Ansehung einer grammatischen Kleinigkeit. Der Herr Verfasser brauchet die lateinischen Namen unabänderlich in allen Wortfügungen. Dieß ist zwar, überhaupt zu reden, gut: allein wenn dieselben keine deutsche Endung annehmen, so pflegt man sich der Deutlichkeit wegen, mit den Geschlechtswörtern zu helfen. Z. E. ich verehere den Cato, aber den Seneca lob' ich mehr. Dieß befördert, wie gesaget, die Deutlichkeit besser, als wenn man sagen wollte, ich ehre Cato; aber Seneca mehr. Gleichwohl schreibt der Herr Verfasser an sehr vielen Orten so. Nachdem er im I. Auftritte des I. Aufzuges sehr gut gesaget hatte: Ich sah den Lucius 2c. und bald darauf; den Tod des Seneca; welches sehr richtig ist: so heißt es im dritten Auftritte:

Allein für Seneca glänzt nur der Römer Krone.
und gleich darauf:

Ich sehe Seneca, u. d. m.

Bisweilen ist sonst auch eine Kleinigkeit in der Abänderung entwischet z. E. auf der 9 S.

So bleibt selbst Seneca noch dem Tyrann gewogen, anstatt dem Tyrannen: und bald darauf

Der Piso sonst geliebt, für: Der den Piso 2c.
Doch dieß sind auch fast die einzigen Flecken dieses schönen Trauerspiels: und wir haben sie nur darum angemerket, weil viele andre neuere Dichter sie begehren, die es nicht einmal werth sind, daß man sie an ihnen aufmühet; da sie sonst voll andrer weit größe-

größerer Fehler sind. Allein hier ist es Schade, daß sie ein sonst so schönes Gedicht verunzieren: wiewohl wir mit Horazen gerne gestehen:

Verum ubi plura nitent in Carmine, non ego paucis
Offendar maculis; quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Am Ende hat der Herr Verf. einige Gedanken von einem Trauerspiele mitgetheilet. Es ist schwer, sie ins Kurze zu ziehen; und noch weitläufiger würde es fallen, sie zu beurtheilen. Wir überlassen sie eines verständigen Lesers Prüfung, der aber vorher weis, was Aristoteles und Aubignac davon geschrieben haben. Ueberhaupt zu reden, geben wir dem Herrn Verf. fast in allem Recht: sonderlich in seinen Gedanken von der Schreibart des Trauerspiels; davon folgende Worte zur Probe dienen mögen: „Man tadelt hierinn mit Recht, die neuen steimlosen Heldengedichte, wo oft auf ganzen Blättern, in einer ungewöhnlichen Sprache NB. nichts gesagt wird. Dst sind sie so dunkel und übertrieben hoch, daß man glauben möchte, man läse ein Buch von Beschwörung der Geister.“

„Hat ein Dichter einen wahren erhabenen und unerwarteten Gedanken gefunden: so darf er sich nur getrost der gewöhnlichen Sprache bedienen, und er wird mehr bewundert werden. Ich bewundere den Flug eines Adlers so lange, als ich ihn noch sehe; hat er sich in den Wolken verloren, so mag er dort seine Bewunderer suchen. Wie ist nicht Deutschland seit einiger Zeit mit unnatürlichen,

„chen,

„then, und doch bewunderten Gedichten überschwemmet worden! O möchte ich bald an dem Dichtershimmel einen Regenbogen, als ein Zeichen erblicken, daß wir künftig keine solche Ueberschwemmung mehr zu befürchten hätten! Es kommt freylich alles darauf an, was der gute Geschmack eigentlich sey.

„Ich wage es nicht, einen verwegenen Ausspruch zu thun. Es ist ein Gott, der sich rächen kann:

*Ce Dieu charmant, que l'on ignore,
Quand on cherche à le définir:
Ce Dieu qu'on ne fait point servir,
Quand avec scrupule on l'adore.*

„Wer weder ängstlich neue Gedanken, noch neue Arten, solche auszudrücken, sucht; wer sich um keine Zierrathen bemühet, sondern seinen Gedanken und Trieben einen freyen, ungehinderten Lauf läßt; der kann versichert seyn, wann ihm anders die Natur die Gabe zu dichten nicht versaget hat, daß der gute Geschmack ihm nicht abgesprochen werden könne. Allein die unordentliche Begierde, erhaben zu seyn, ist die Quelle so vieler falscher Zierrathen, und der unverständlichen und undeutlichen Sprache, die wir, der Natur zum Trost, bewundern sollen. Dieses hat der Herr von Voltaire eher und besser als ich eingesehen, und besser als ich bereits gesagt: *Cette envie de briller & de dire d'une manière nouvelle, ce que les autres ont dit, est la source des expressions nouvelles comme des pensées recherchées. Qui ne peut briller* „par

„par une pensée, veut se faire remarquer par un
 „mot - - Si on continuait ainsi, la langue des
 „Bossuets, des Racines, des Pascals, des Cor-
 „neilles, des Boileaux, des Fenelons deviendrait
 „bien-tot surannée. Pourquoi éviter une expres-
 „sion qui est d'usage, pour en introduire une, qui
 „dit précisément la même chose? Kann man nicht
 „ein gleiches mit noch größerer Ursache von unsern
 „deutschen Dichtern sagen? „

XII.

Unglaubliche aber mit glaubwürdiger
 Zeugnuß erwisene Heiligkeit Josephi, an eben
 dem vortrefflichen Fest - Tag dieses heiligen Nähr-
 Batters Christi, durch eine Lob - und Sitten - Red-
 dargethan u. von P. Fr. Josepho Angelo a S. Clau-
 dio, Baarfüßigen Carmeliter, und Ordinari - Pre-
 diger. den 19 Martii

1748.

Wir führen hier unsern Lesern zum Vergnü-
 gen abermals einen Lobredner auf, von
 dessen seltener Stärke in Gedanken
 und Ausdrücken wir gar nichts sagen können, das
 nicht viel zu schwach wäre. Wir wollen ihn also
 ohne alle Weitläufigkeit selbst reden lassen. Er
 hebt so an:

„Zum öftermahlen schon ist meine Zungen zu
 „einem Pempfel, meine Wort zu Farben, meine
 „Predig zu einem Gemähl worden, worauf ich ent-
 „worfs-

„worffen und abgescilderet so manchen Himmels-
 „Bürger. Heut (um die Ehr vom Hausß bezube-
 „halten,) muß ich meinem Hausß-Herrn, dem H.
 „Joseph, den gebührenden Lob-Zinsß abstatten.
 „Billfältig hab ich meine Gedancken aus- und in
 „verschiedene Häuser deren glückselige Außermehlten
 „geschickt. Heut darff sich keiner meiner Gedancken
 „einigen Gedancken machen aus dem Hausß zu ge-
 „hen; weilen der Patron vom Hausß seinen Nah-
 „mens-Tag hoch-festtäglich haltet. Ich stelle es
 „nit in Abred, daß mehrmahlige Red von mir ge-
 „stellet werde an disen Wunder-Mann das übrige
 „Jahr hindurch. Heut aber giesse ich mich biß auf
 „den letzten Tropffen aus, gleich dem Fluß Nilo,
 „welcher nur einmahl im Jahr das völlige Egypten
 „überwässeret; ob er schon unter der Zeit da und
 „dort ein paar Maul-voll Wasser in das ihme an-
 „grenzende Erdreich ausgesprizet.

„Keinen guten Tag hätte ich sobald mehr zu hof-
 „fen bey Theresia meiner heiligen Mutter, wann
 „an disem Tag nit ihrem (und warumb nicht auch
 „meinem) heiligen Joseph eine besondere Zungen-
 „Schenkung auf den Altar legete. Seye es dann:
 „ich spanne die Seegel aus; wiewohlen ich ein so
 „grosses Tugend-Meer vor mir sehe, welches nit
 „zu überfahren noch weniger (damit man drückenen
 „Fusses darüber gehen könnte) zu bebrücken. Es
 „schwindlet mir, und ich fürchte billig, alle meine
 „Wort möchten in der Verwunderungs-Tiefe scheit-
 „teren. Adlers-Augen sollte einer haben, in dise
 „Heiligkeits-Sonn zu sehen, und Riesen-Schul-
 „teren

„teren solche Frommkeits - Berg zu versehen. Him-
 „mel und Erd ruffe ich zu Zeugen an, daß jeder
 „Buchstaben, so aus meinem Mund heut loß - bre-
 „chen wird, ein Abschnitzlein seye der blossen Wahr-
 „heit. Himmel und Erden sage ich, müssen Zeu-
 „geschafft ablegen von dem Grossen Joseph, und des-
 „sen Vortrefflichkeit: Testimonium in Joseph po-
 „sult illud. Und gehet hier die ganze Predig auf
 „einmahl aus einander.“

Da haben wirs! Wenn die Zuhörer es aber auch
 so gemacht hätten, und aus einander gegangen wä-
 ren; so wären sie um treffliche Sachen gekommen,
 wie folget.

Abtheilung.

„**I**n Theil davon (NB. von der Predigt) setzet
 „sich auf den feurigen Wagen Eliä, und
 „fabret Gedanken schnell dem Himmel zu, um all-
 „dorten aufzuladen eine dreyfache Zeugnuß: aller-
 „massen Tres sunt qui Testimonium dant in Cælo
 „&c. Der anderte Predigttheil bleibt sitzen auf
 „der Erden; weilen eben auch drey Zeugen sich zu
 „ihme nahen; Tres sunt qui Testimonium dant in
 „Terra &c. Der Satz und Titul diser ganzen
 „Red stehet hinter denen Worten: Unglaubliche,
 „aber mit glaubwürdiger Zeugnuß erwisene
 „Heiligkeit Josephi. Nicht also werde mich in
 „den weiten Rinn - saal des Lobs hinaus lassen, daß
 „ich nicht bey jeden Vor - Einfall wiederum das Ge-
 „statt einer Boden - festen Sitten - Lehr erreichen, und
 „dort aussteigen könnte. Die Zihl - Scheiben, auf
 „welche ein Prediger sein scharpfes Absehen nehmen
 Herbstm. 1754. N n „muß,

„muß, führet in ihrer Mund die Wort des alten
 „Tertulliani: Religiosissimus Cultus est imitari:
 „die Ehr eines Heiligen bestehe in seiner Nachfolg,
 „und wachset das Lob desto häufiger, je mehr man
 „in seine Fußstapffen trittet, gleich einem Boden, der
 „vielfach betretten, besseres Graß in seiner Schooß
 „traget. (Unsers Wissens trägt solch ein Boden
 „gar kein Gras) Mein Mund verlasset sich auf
 „Theresiam, die ihren liebsten Vatter Joseph nie-
 „mahlen im Stich, oder verkürzen lasset. Es ste-
 „he mir an der Seiten Jesus.“

Was dünket unsere Leser nun von unserm Redner?
 ist nicht alles, was er denket und saget, lauter Wis-
 und aber Wis? Doch es kömmt noch besser. Er
 gesteht im ersten Theile gar treuherzig, daß er von
 dem Leben und Groß-Thaten des heiligen Josephs
 nirgends nichts finde: und dieß nennet er einen Ab-
 grund der Geheimnissen, welchen man mit dem
 Senck-Bley der menschlichen Vernunft nicht er-
 reichen kann. Er ärgert sich recht, daß die Bü-
 cher von andern Dienern Gottes strogen; von dem
 Zieh- und Nähr-Vatter Gottes aber, die ganze
 Bücherey den Schweig-Singer auf den Mund
 leget. Andere Heilige saget er, hätten die Mira-
 cul am Schnürlein und Fingerey, und sie
 konnten das Wunder-würken nit lassen; die
 Lebens-Täg unsers Josephs aber hätten immer
 in der Brach gelegen. Er klopffet bey allen vier
 Evangelisten an, mit Bitt, ihm einen Bericht
 deswegen zu erstatten: es findet sich aber in der evan-
 gelischen Canzeley nichts, als das kleine Wört-
 lein,

lein, justus. Kurz, „die Archen Gottes, saget er,
 „sey vormals nicht mit so vielen Fellen und Häuten
 „überzogen gewesen, als die Vollkommenheit Jo-
 „sephs unter einem Teppich verhangen sey.

Dies wäre nun für einen jeden andern Redner
 ein betrübter Umstand; aber unser Pater weis sich
 gar sinnreich zu helfen, und das machet er so:
 „Aber! da muß sich die Erden unter die Erden ver-
 „kriechen, wann der Himmel mit Stillschweigen
 „redet, und Zeugnuß gibet von der Vollkommen-
 „heit eines Menschens. Man brauchet hier nit zur
 „Befräftigung zwey Finger aufzuheben, weilen der
 „Göttl. Vatter seinen eingebornen Sohn, der des-
 „sen Finger aus der rechten Hand ist, dem Bill-
 „heiligen Joseph aufzuheben übergibet. Kein Wort
 „hat der Vatter diese ganze Zeit über verlohren;
 „indeme er sein von ihme gebornes Wort einer
 „menschlichen Obsorg anvertrauet. Vor dem Thron
 „des Allerhöchsten ware alles Mäuse-still, und un-
 „terstund sich Niemand bey leb-Zeiten Josephi ihne
 „in seinem Vatter-Ambt zu beunruhigen. . . . Diser
 „gebenedeyete Zimmermann ware schon todt, als
 „bey dem Fluß Jordan die vätterliche Stimme er-
 „thönete: Du bist mein lieber Sohn. Zuvor hat
 „man immer die stille Music bey dem himmlischen
 „Hoff gespilet. Weilen die Wolcken sich nicht be-
 „wegeten; so ware die Unterwelt unbeweglich in ih-
 „rer Meynung, Joseph seye der rechte Vatter, Je-
 „sus sein Sohn. Diser Glauben ware so gut auf-
 „gemauret, daß alle Widderköpff und Mauer-Bre-
 „cher deren Einwendungen sich abgestumpffet hätten,

„ohne denselben nur ein wenig zu erschitteren. . . .
 „Der Evangelist schlaget sein Stammens - Buch und
 „Geburts - Register auf, und lesset aus selben ein
 „halb hundert Vor - und Ur - Eltern herab: Abra-
 „ham, fanget er von vornen an, hat gezeuget den
 „Isaac ꝛc. ꝛc. O was schöne Väter seynd dise! Je-
 „doch alle ihre Vatterschaft bliebe auf ebner Erden,
 „da die Vatterschaft des Josephs im obristen Stock-
 „werck sich einzünsete. Alle Alt - Väter mußten das
 „lange Augen - Rohr und große Fern - Glas ergreif-
 „sen, um ihren Ur - Enkel, den verheißenen Mes-
 „siam, in der Tieffe der zukünftigen Zeiten zu erse-
 „hen, den doch, Joseph in der Hand, bey der Hand,
 „nechst an der Hand hatte. Väter waren sie; aber
 „es stunde mit ihnen in weitem Feld deren in der
 „Breite und Länge sich erstreckenden Weißagungen.
 „Väter waren sie, aber eines Namen - losen Kinds,
 „indeme ja erst auf Englischen Befehl Joseph dem
 „Kind den Namen geschöpfft, welches das erste
 „Amt eines Vatters ist. Darff ich meinen Gedan-
 „cken hier zu Wort machen? so sage ich, daß alle
 „in der Geburts - Linie Christi auf einander folgende
 „Vor - Eltern eine wunderschöne goldene Ketten ge-
 „wesen, zu unterst hange als ein kostbarer Gnaden-
 „Pfennig Joseph, habend eingepprägter auf einer
 „Seiten Mariam auf der andern Jesum. „

Der Herr Pater saget mit einer unerwarteten
 Scharfsinnigkeit: daß es ihm nicht möglich sey, all-
 hier den Zoll einer kurzen Sitten - Lehr zu um-
 fahren. Wir sehen daraus, daß er wirklich noch
 auf dem Wasser ist, ungeachtet, sich oben der erste
 Theil

Theil seiner Predigt auf den feurigen Post-Wagen Eliä setzte. Diese Sittenlehre nun besteht darinn, daß wenn Joseph der Batter ist des Hauptes, alle Glieder ihm mit Haut und Haar zugehören. Hätte jemand hierwieder etwas einzuwenden, der bekömmet zur Antwort: „Jener hat das Winkelmaaß, Waagscheit und Richtschnur des Verstands verloren, der wancket, als ob dieser heilige Zimmermann nicht ein Alt-Batter sene.“ Er beruft sich abermal auf obige heilige Theresia, die als ein eingefleischter Cherub, gern der ganzen Welt die Andacht zum Joseph durch die Augen ins Herz giessen wollte.“ Diese nennet er eine große geweyhte Glocken, die uns in seine Kirche ruffet. Kurz, „wer nur noch ein Trüm von einem Herzen im Busen traget, der soll sogar dieses auf die Andachts-Schaalen legen, und es dem Batter Joseph darbiethen: denn falls wir nur den Nagel der wahren Zuversicht zu ihm fest einschlagen, so können wir alle unsere Sorgen an Nagel hängen.“ Wir wollen ihn weiter hören.

„Wahrhaftig! nichts hat den Niederen Joseph also in die Höhe gehobt, als seine tieffe Demuth. Er schämte sich unwürdig ein Diener der Mutter des Herrn zu seyn, und ward gewürdiget, ein Bräutigam derselben zu seyn. Der Welt hat es ja müssen wehe thun in allen Gliederen, sage in allen Ständen: denn wenn sie hätte müssen einen Ziehe-Batter dem Heyland aussuchen, wäre es ein gepurpurter König gewesen. Die Welt möchte sich in beide Finger ihrer Geistlichen, und

„weltlichen Würden beißen, da sie siehet, daß man
 „keinen aus ihrem Mittel genommen. Gott hat
 das, daß er die Hoffärtigen nur über die Achsel
 „ansieht: denen Niederträchtigen herentgegen seine
 „Gnaden auff voll = beladenen Güter = Wagen zu-
 „schicket. So voll sein Zeughaus ist von Donner-
 „Keillen und Feur = Ruglen wider die aufgeblassenen,
 „eben so angefüllet seyend seine Magazine mit Gut-
 „thaten vor die sich selbst Verachtende. Lucifer wollte
 „ihme Federn wachsen lassen, und gleich einem
 „Jcaro sich hoch schwingen, es hat aber Michael
 „diesen Joch = Geyer abscheulich geropffet, und
 „da noch einige Stöfflen der Hoffart übrig geblieben,
 „brühet man biß jetzt selben in dem sied = heißen
 „Wasser der ewigen Höllen. Abram namme ins
 „Maul Staub und Aschen, und erfrechte sich nicht
 „einmal mit dem Erschaffer zu reden. Cum sin-
 „pulvis & cinis. Alsobald übersezte der grosse Gott
 „aus seinem in des Abrahams Namen einen Buch-
 „staben, und ware dieses schon eines, und kein klei-
 „nes. Das artige Veigelein, wie immer ange-
 „nehmen Geruch es in seiner Schooß führet, will
 „sich nicht sehen lassen, verbürget sich unter das
 „grüne Blatt. Die Josephinische Demuth geht
 „zuruck gleich dem Krebs auf dem Thier = Creyß,
 „bis sie gelanget zum Zeichen der Jungfrauen; in-
 „deme Joseph ein Besitzer geworden Mariä.
 „Ein gutes Wort findet ansonsten ein gutes Orth,
 „und doch hat das beste, das eingestrichte Wort, gar
 „kein Orth gefunden zu Bethlehem. Joseph ware
 „der einzige der alsobald das Wort aufgesangen,
 „und

„und es nit in Mund sondern in die Hand genom-
 „men. Das abgekürzte, das kleinwinzige Wort
 „schrhe aus kindlichem Hals so starck es könnte; es
 „ware aber ein solch Getümmel in der Welt, daß
 „die Welt ihr eignes Wort nicht gehöret.

„Nun dieses Wort, so ich euer Lieb und Andacht
 „in Kürze vortrage, habe ich gezogen aus den Arm-
 „ben des heiligen Josephs, der dieses Wort in das
 „Stein-reiche und Gold-arme Egypten getragen.
 „Wer wird nun Wort genug finden, alle Sorgfält-
 „igkeiten und Mißwaltungen zu entwerffen, die
 „er vor selbes getragen? Meine Wort seynd viel
 „zu langsam, als daß sie in die Welt könnten lauf-
 „sen mit seiner Obsorge. . . . Ein- nicht gar
 „zweymahl durfften die Himmelsgeister den Heyland
 „bedienen, und Truchsaß abgeben, als etwan in
 „der Wüsten nach 40 tägigem Fasten. Joseph
 „ware sein Speiß-Meister und Contraleur fast 30
 „Jahr. Denen Engelen, die da flugfertig waren,
 „kame es je federring und leicht an; sehr saur her-
 „entgegen unserem Zimmermann.

„Herbey! herbey! ihr Arme, ihr Ausgehungrete,
 „ihr Eingemerglete. Hier ist das Brodt-Marckt
 „und schencket man die Gaaben aus. Hier ver-
 „kauffet Joseph seine Gnaden, wie nochmahl das
 „Brod am Laden; seyet doch nicht so faul, und ver-
 „schmachtet nicht freywillig daraus hinder dem Zaun;
 „hier ist ja der Zöhrgaden offen. Hat Joseph den
 „Ershaffer ernähren können, und auf der Schißl
 „gehabt, so sollten auch alle Geschöpff zu ihm
 „über Tisch gehen. . . .

„So herrlich die Sonn scheint, kan sie doch
 „nicht verhindern, daß nicht die trübe Finsternuß
 „ihr ins Haus komme. Der dem Stillschweigen
 „sehr ergebene Joseph verlohre selten ein Wort, und
 „doch auf der Jerosolymischen Reiß hat er das göttliche
 „Wort, seinen allerliebsten Zieh-Sohn verlohren.
 „Machet mir alsogleich das ganze schwarze Meer zu
 „einer Dinten, und schneidet mir den größten Cedar-
 „Baum des Bergs Libani zu einer Feder, so be-
 „schreibe ich den Trauermuth meines Josephs. . . .
 „Ein nach der Zeit aufgerichteter Diocletianischer
 „Kampff Platz, ein Neronischer Thier-Platz, ein
 „Mariminischer Schau-Platz, ein Herodianischer
 „Richt-Platz, hatten nicht so viel Martereyen um
 „sich und in sich, alldorten waren nicht so viel Fol-
 „ter-Bänck anzutreffen, als in dem zart-herzigen
 „Joseph. . . . Nun die Gedult, die sonst Rosen
 „bringt, brachte auch den Rosenfarben Jesum wie-
 „der. Auf solchen starcken Regen folgete der gol-
 „dene Sonnen-Schein. Mit einem Worte, das
 „Wort Gottes ließe sich hören auf der Lehr-Cangel.“

Es ist Schade, daß wir nicht alles abschreiben
 können: in so gleicher Stärke erhält sich der Wiß
 des Redners von einem Ende zum andern. Allein
 das ganze Stück ist zu lang, und die Wahl fällt un-
 ter so vielen Schönheiten, da immer eine die an-
 dere ablöset, zu schwer. Das Ende dieses Artikels
 mag also den Beschluß machen; daraus man zu-
 gleich den ganzen Inhalt und Entwurf seiner Pre-
 digt wird abnehmen können.

„Nun

„Nun trittet die ganze Lob- und Sitten-Red in
 „den Schluß. Lasset uns abbrechen den Richter-
 „Stuhl, der zwischen Himmel und Erden, um von
 „beiden die Zeugnuß anzuhören, errichtet ward.
 „Ich nimme herab den fliegenden Zettul worauf die
 „Vorspruchs-Wort stunden. Testimonium in Jo-
 „seph posuit illud. Er hat das Zeugnuß gesezet
 „in Joseph. Unglaubliche aber mit glaubwürdiger
 „Zeugnuß erwiesene Heiligkeit Josephi, schreibe sich
 „die Predig. Bey Dero End, Ihr Hochansehn-
 „liche! schencket mir vor alle meine Mühe jenes
 „Saitten-Trum von der Davidischen Harpffen:
 „Testimonia tua credibilia facta sunt nimis. Daß
 „ich nemlich genug mit Zeugnuß habe aufkommen
 „können. Im Himmel gibt von Joseph Zeugnuß
 „der Vater, der Ihme das Wort, das Wort, da
 „es sich selbst, der h. Geist, da er seine Braut,
 „und das in derselben Mensch-gewordene Wort über-
 „gibet: folglich hat der Himmel sein Wort zur Wahr-
 „heit verpfändet. Die Erden hat zu diesem Frie-
 „dens-Congreß abgesandt drey ihrer vornehmsten
 „Herren, den Geist, das Wasser, das Blut, oder
 „(sie in sittlichem Verstande nahmhaft zu machen)
 „die Reinigkeit, das hohe Gebett, das vile leyden.
 „Wann sonst jedes Wort stehet in den Mund zweyer
 „oder dreyer Zeugen, wie wird dieses fallen, wo
 „sechs daran heben? Ich will die Zeit verklagen bey
 „Theresia, weilen durch ihre Kürze das Lob Josephi
 „nicht hat können verlängeret werden. Jene Fessel
 „mit welchen ich so kurz angebunden war, muß man
 „der flüchtigen Predig-Stund anlegen. Jedoch

„wenn ich auch einen ganzen Tag geredet hätte, so
 „wurde bey ankommender Nachts - Finsternuß, die
 „Ehr Josephi mehrer durch mich verfinstert worden
 „seyn, als die Nacht bey Entweichung der Sonnen.
 „Wir alle wollen zu ihm die Hand aufheben, da
 „mit er uns möchte legen in seine Hand, so seynd
 „wir wohl aufgehabet. Amen. „



XIII.

Oden und Lieder in fünf Büchern,
 Hamburg bey Joh. Carl Bohn 1754 in
 groß 8. 276 S.

Gegenwärtige Oden und Lieder brauchen unsers
 Lobes nicht: theils, weil dieß schon die
 dritte Auflage derselben ist; theils, weil ihre
 Schönheit ganz Deutschland schon bekannt ist. Sie
 bestehen wegen einer vorzüglichen Anmuth der Ge-
 danken und des Ausdruckes, auch bey einer gram-
 matischen Richtigkeit der Sprache und des Syllben-
 maasses, doch isz noch, allen den Deutschverderbern
 zu Troste, die ihren Wisz und Ueberwisz nicht anders,
 als in Schnitzern ausdrücken können; ja bisweilen
 nur die Schnitzer selbst für Schönheiten, neue Ge-
 danken und Einfälle ausgeben. Ein solcher Dich-
 ter also beschämte den verderbten Geschmack so vieler
 Neulinge am Parnas; die so gern alles, was rein
 und fließend geschrieben ist, für gereimte Prose, oder
 für Wiegengesänge ausgeben.

Man kann sie sicher herausfordern, in diesen Oden
 und Liedern nur die geringste Spur eines Zwanges,
 einer

einer verhunzten Redensart, oder eines ungeheuren Wortgespenstes aufzutreiben. Und doch müssen sie gestehen, daß ihr Verfasser kein Alltagspoet, kein Bänkelsänger; sondern ein Dichter sey, der Deutschland Ehre macht. Geht es nun an, auch in einer unverletzten Sprachrichtigkeit schön, sinnreich, neu, erhaben, munter, und lebhaft zu schreiben: Welch ein Unstern hat ihnen denn das Gehirn angeblasen, und sie bewogen, zu glauben: ein guter Dichter müsse die Grammatik mit Füßen treten; und die Sprache müsse unter ihm einsinken, wenn er als ein anderer Pantagrue mit Riesenschritten über sie herstolpert.

Der Vorbericht von den verschiedenen Arten der Oden und Liederverse bey den Alten, ist gelehrt, und wohl geschrieben. Der Anhang aber, der aus der Histoire de l'Acad. des belles Lettres, die Abhandlung des Herrn de la Nauze, von den Liedern der Griechen und Römer, deutsch liefert, ist schön: daher schadet es nicht, daß sie hier gleichfalls angetroffen wird. Der Herr Verleger und Buchdrucker haben hier auch alles mögliche gethan, schöne Gedichte schön gedruckt zu liefern. Nur auf den Seiten, wo Anmerkungen stehen, fehlet die Symmetrie. Wie leicht wäre sie aber nicht zu erhalten gewesen?



XIV.

Wohlverdientes Ehrengedächtniß der
 seligen Frau Hofrathinn Maria Henrietta
 Trillerinn, geb. Thomäin, von einigen weitberühm-
 ten Dichtern gütigst gestiftet, und nebst Ihrem
 rühmlichst geführten Lebenslaufe zum Drucke beför-
 dert, von Daniel Wilh. Trillern. Hamb. bey
 Christ. Herolden 1754. 200 Seiten
 in groß 8.

Wohlverdienter Leute Gedächtniß verdient
 unstreitig auf die Nachwelt gebracht zu
 werden: warum sollte denn ein vernünf-
 tiges und tugendhaftes Frauenzimmer dieser Ehre
 nicht auch theilhaftig werden? Die sel. Frau Hof-
 rathinn Trillerinn war es also vollkommen werth,
 daß ihr, von ihrem hinterlassenen betrübten Herrn
 Wittwer, ein so schönes Denk- und Ehrenmaal auf-
 gerichtet würde. Ihr Geschlecht, ihre Gestalt,
 ihre Auferziehung, ihre besondere Gemüthsgaben,
 und ihr überaus anständiger und tugendhafter Lebens-
 wandel, unterschieden sie von unzähligen Personen
 ihres Geschlechtes. Alle, die sie gekannt haben,
 verehrten sie als eine edle Freundin, treue Ehe-
 gattinn, und kluge Mutter; und dieses haben sie ihr
 in sehr vielen Gedichten nachgerühmet.

Nach einer poetischen Zuschrift an seine älteste
 Jungfer Tochter, und kurzen Vorrede, beschreibt
 der Herr Hofrath Triller das Leben seiner geliebten
 Henriette ausführlich; und mit einer Schreibart,
 die

die ihm theils seine Zärtlichkeit, theils die Wehmuth selbst in die Feder gestößet. Er hat aber auch seine sel. Frau Gemahlinn am besten gekannt: und also war niemand geschickter, ihr Bild lebhaft zu entwerfen, als eben er. Unser Raum leidet es nicht, uns in dasselbe einzulassen: wir rathen aber allem wohlgearteten Frauenzimmer, diesen Spiegel der weiblichen Zucht, sich vor die Augen zu stellen, und fleißig zu betrachten.

Die angehenkten Gedichte sind in drey Classen vertheilet. Die erste liefert die deutschen Gedichte berühmter Männer und Freunde des Hn. Hofraths; z. E. der Frau Rath Kiegerinn, des Hn. Kanzlers von Mosheim, Hn. Hofr. Ayrers, Hn. Hofrath Richters, Hn. von Haller, Hn. Leibarzt Werlhofs, Hrn. Hofr. Hahns, Hrn. von Holzschuhers, Hrn. Prof. Gottscheds, Hn. Cenzleyassess. Menzens, u. s. w. Die II. Classe liefert lateinische Ehrengedichte, Hn. D. Hebenstreits, Hn. D. Weidlers, Hn. D. Heumanns, Hn. Prof. Gesners, und Hn. Prof. Böhmens. Die III. liefert die Trauer- und Klagegedichte des Hn. Wittwers selbst und seiner Kinder. Man kann leicht denken, daß hier sehr viele schöne und sehr bewegliche Stücke vorkommen, die es werth sind, von Kennern mehr als einmal gelesen zu werden.

* * * * *

XV.

Nachricht von der neulichen öffentli-
chen Versammlung der hiesigen Gesellschaft
der freyen Künste.

Am neulichen 5ten Tage des Herbstmonats, als am hohen Geburtsfeste Sr. Königl. Hoheit, des Königl. Churprinzen zu Sachsen, hielt die

die

die Gesellschaft der freien Künste allhier ihre zwen-
te öffentl. Versammlung dieses Jahres. In zahlrei-
cher Gegenwart des Hrn. Rectoris Magnifici der
Universität, verschiedener Herren Grafen und Frey-
herren, vieler Doctoren und Professoren, wie auch
Cavaliere und anderer hieselbst Studirenden, ließen
sich drey Mitglieder derselben, mit ihren Abhand-
lungen hören. Hr. Doctor Reiske, Prof. der ara-
bischen Sprache allhier, der in dieselbe aufgenommen
ward, las eine Untersuchung des Wortes Gala ab,
und leitete selbiges sehr wahrscheinlich und glücklich
aus dem Arabischen her; trug auch verschiedene Ge-
genständlichen vor, die an den Gallatagen der mor-
genländischen, sonderlich arabischen Fürsten, im
Schwange gehen.

Darauf verrichtete die Aufnahme des Hn. Do-
ctors, Hr. Prof. Gottsched, und las zugleich eine
Abhandlung von dem ältesten deutschen Rechtsbuche
in deutscher Sprache, welches schon um die Zeiten
Kaiser Konrads des III. oder in den ersten Jahren
Friedrichs des I. geschrieben gewesen; und also so-
wohl den Sachsen- als Schwabenspiegel an Alter-
thum übertrifft. Er hat einen trefflichen pergament-
nen Codex davon in der hochfürstl. wolffenbüttelschen
Bibliothek angetroffen, auch denselben auf herzogl.
Erlaubniß in Leipzig gehabt, um sich selbigen be-
kannt zu machen. Ehestens wird er eine ausführ-
liche Nachricht davon geben: denn dießmal begnügte
er sich nur das wahre Alter desselben zu bestimmen.

Die dritte Vorlesung hielt Hr. M. Joh. Traugott
Schulz, aus Kittlitz in der Oberlausitz, der Jenischen
D. G. und der Ges. der fr. K. Mitgl. Dieselbe han-
delte

delte von dem alten deutschen Abgotte Pustor, dessen metal-
lene Bildsäule auf dem fürstl. schwarzburgischen Schlosse zu
Sondershausen steht. Die Gelegenheit dazu hat ihm das
jener ganz ähnliche Nachbild gegeben, welches auf der Leip-
ziger Paulinerbibliothek befindlich ist. Er trug alles was von
demselben merklich ist, und in verschiedenen Schriftstellern
zu finden war, in einer guten Ordnung und angenehmen
Schreibart vor. Alle drey Abhandlungen aber schlossen mit
den eifrigsten Wünschen für die hohe Wohlfahrt des königl.
Hauses, und insonderheit des durchl. Churprinzen Kön. Hoheit.

Zulezt trat der itzige Vicesecretär der Ges. Hr. M. Brucker,
aus Augspurg auf, und las die Namen derjenigen Ehrenglie-
der ab, welche seit der letzten öffentlichen Versammlung zu
Ehrengliedern der Gesellschaft erklärt worden: Sel-
bige waren folgende zwölf: Hr. D. Zschörtner in
Eamenz; Hr. M. Hühnchen, Prediger daselbst; Herr M.
Bogt, Rector daselbst; Herr Kriegsassessor Laurentii zu
Gotha; Hr. Archivar Schminke zu Cassel; Hr. Secretär
Groschuff, in hochfürstl. hessenphilippsthalischen Diensten;
Hr. Prof. Stegmann, am hochfürstl. Coll. Carol. zu Cassel;
Hr. Prof. Böhm, allhier in Leipzig; Hr. D. und Prof.
Reiske allhier; Hr. Secretär Freyesleben, Unterbibliothek-
sar, bey der herzogl. Bibliothek zu Gotha; Hr. Prof.
Blumenbach, an dem hochfürstl. Gymnasio daselbst; und
Hr. M. Körner, Pastor zu Bockau, bey Schneeberg.

Hierauf giengen die sämtlichen Zuhörer vergnügt ausein-
ander, die Glieder der Gesellschaft aber, zwanzig an der
Zahl, blieben den übrigen Theil des Tages beysammen,
und beschloffen bey einem Abendessen, diesen erfreulichen
Tag, in allem Vergnügen.

XVI.

Der Triumph der Treue, ein Schäfer-
spiel aus dem, von der Meisterhand der durchlaucht.
Ermelinda Thalea, einer arkadischen Schäferinn, verfer-
tigten wälschen Singspiele: Il Triomfo della Fedeltà,
seiner Vortrefflichkeit wegen verdeutschet. Leipzig bey

B. Ch. Breitkopf, 1754. in 4.

Von dem vortreflichen Originale dieses Stückes haben
wir schon vor einigen Monathen Nachricht gegeben:

1780 aber melden wir den Kennern einer unschuldigen Schäferpoesie diese Uebersetzung desselben an. Es ist dieselbe in den gewöhnlichen Jamben, wie sie auf der Schaubühne von je her geherrschet, übersetzt; und ganz bequem gemacht, ohne Gesang, als ein Schäferspiel aufgeführt zu werden. Der Ausdruck ist diesen Absichten gemäß, natürlich, und schäfermäßig, d. i. weder schwülstig, noch grob, sondern edel und artig; wie ihn der Grundtext in aller Vollkommenheit lieferte.

Es ist zwar gewiß, daß alle Meisterstücke in Uebersetzungen viel verlieren; und also auch diese Verdeutschung des Triumphs der Treue, manche Schönheit des Originals nicht vollkommen ausgedrückt haben wird. Die wälsche Sprache sonderlich hat ihre ganz eigene Kürze und sinureiche Wendungen, die sich in keiner andern dem Buchstaben nach, wenigstens eben so kurz, nicht geben lassen. Indessen wird doch nicht leicht etwas Schönes aus dem Grundtexte im Deutschen gänzlich vermisset werden; wie bey Gegen-einanderhaltung desselben erhellen wird.

Leser aber, die des Wälschen nicht mächtig sind, werden dem Uebersetzer allerdings Dank schuldig seyn, daß er ihnen ein solches Meisterstück einer durchlauchten Dichterin, verständlich und leserlich gemacht hat.



XVII.

La Grande Galerie de Versailles, & les deux Salons, qui l'accompagnent. A. Paris. Der Preis ist zu Paris 300 Livres für 55 Blätter.

Scharl le Brun, oberster Hofmaler Königs Ludewigs des XIV. hat das Leben und die Thaten dieses Herrn von 1661. bis 1678. gemallet. Dieses sind lauter Meisterstücke, die von den Kennern längst in Kupferstichen gewünschet worden. 1780 hat sie Job. Bapt. Masse, ein Maler und Rath bey der Malerakademie abgezeichnet, und vor seinen Augen von den besten Meistern stechen lassen. Es ist eine große Rodomontade, wenn man im Mercure de France, Frankreich das einzige Land in Europa nennet, wo das Kupferstechen glücklich getrieben wird. Sind denn unsre Augspurger, Nürnbergger, Dresdener, Berliner und Leipziger ganz unglücklich darinnen? Und wo bleiben London, Rom und Venedig?
 Ende des Herbstmonds 1754.

